Der Autor

Willy Kull-Häsli, geboren 1923 im «Egge» in Niederlenz, besuchte die Schulen in Niederlenz und Lenzburg und absolvierte nach einem damals üblichen Welschland-Jahr eine KV-Lehre in der «Konservenfabrik Lenzburg, vormals Henckell und Roth», der heutigen Hero Lenzburg. Der Rekrutenschule und einer Aktivdienstleistung während des Zweiten Weltkrieges folgten, unterbrochen durch einen halbjährigen Aufenthalt in England, längere und kürzere beruflich bedingte Stationen in Luzern, Zürich und Reinach. Nach der Heirat mit Doris Häsli kehrte Willy Kull in seine Heimatgemeinde zurück und wohnt nun seit 1953 im eigenen Heim, inmitten eines prächtigen Naturgartens, unmittelbar neben seinem Elternhaus im «Egge».

ISBN 3-85648-096-X

Willy Kull-Häsli Niederlenz Von Bräuchen, Häusern und Käuzen

Willy Kull-Häsli

Niederlenz
Von Bräuchen, Häusern und Käuzen

**Der Schrei in den Katakomben,
der verwechselte Grabstein
und andere
merkwürdige Geschichten …**

**Edition *Dorfgeischt* und Ortsbürger
Verlag Merker im Effingerhof Baden**

Willy Kull-Häsli

Niederlenz

Von Bräuchen, Häusern und Käuzen

Das farbige Titelbild von Oskar Reck illustriert
die Erzählung «Das Eichhörnchen und der Strohhut»
auf Seite 51

Willy Kull-Häsli

Niederlenz
Von Bräuchen, Häusern und Käuzen

Der Schrei in den Katakomben,
der verwechselte Grabstein
und andere
merkwürdige Geschichten …

Edition *Dorfgeischt* und Ortsbürger

Verlag Merker im Effingerhof Baden

© 1997 Verlag Merker im Effingerhof
CH-5400 Baden
Satz und Druck: Effingerhof AG, CH-5200 Brugg
Printed in Switzerland
ISBN 3-85648-096-X

Inhalt

Zum Geleit 7

DIE ALTEN STRASSEN … DIE ALTEN HÄUSER … NOCH … UND NICHT MEHR …

Niederlenz verändert sich 11
Das Bahnhöfli 13
Das Mehrzweckgebäude 16
Die zwei «K» 19
Die alten Häuser noch … 21
Ein Dorfmuseum in Niederlenz 23
Schurrhaus oder Eichenbergerhaus? 25
Das «Hübeli» 26
Wo sind sie geblieben – alle unsere Handlungen und Lädeli? 29
Die «Sonne» und der Sonnensaal 32
Die alten Strassen 37

BEINAHE KRIMINALGESCHICHTEN

Der Schrei in den Katakomben 43
Die Tante Anna und die Reise nach Birr 44
Metzgete à la Schürz! 46
Der gefallene Christbaum 49
Das Eichhörnchen und der Strohhut 51
Der verwechselte Grabstein 52

DORFGEIST UND DORFGEISTER

Chregu 57
Olindo 58
De Miggel und de Philipp 60
Hannover-Küfer 61
Wernli-Hälmi oder Hühner-Wernli 63

«Schuehmächerli, Schuehmächerli, was choschte mini Schueh?» 65
«Grüezi, Frau Vorstand!» 68
Der Bachstangen-Klub 70
Der Spritzenwagen 72
Die Schwarzen und die Weissen 73
Eieraufleset in Niederlenz 75
Niederlenz und die Natur 77
Von der Lochmatt zum Iseredli 79
Von Brunnen und vom Wasser 81
Die Ortsbürger von Niederlenz 84

Nachwort 88

Zum Geleit

Niederlenz im Aargau gibt es wirklich. Aber in keinem Reisehandbuch ist die Gemeinde aufgeführt, geschweige denn zu touristischer Annäherung empfohlen. Weder Überzeitliches noch Überregionales ist da attraktiv. Den direkten Anschluss an die Autobahn fand man einst nicht; den Rang einer Bahnstation verlor man in neuerer Zeit sogar.

In Niederlenz wohnten und wohnen, halt wie überall, ähnliche und verschiedene Leute: Normköpfe, Stille im Lande und auch Originale – darunter aber einer, der nicht nur aus lebenslanger Vertrautheit vom Orte weiss, sondern davon auch mit Liebe und Könnerschaft schreibt. Ein Ortsbürger! Für den *Dorfgeischt,* das Gemeindeblatt, hat er seine Texte zunächst verfasst. Doch bald wurden sensible Leser darauf aufmerksam, dass dieser bestandene und erfahrene Zeitgenosse in einer Weise Charaktergestalten und kommunale Eigenarten – eben «Bräuche, Häuser und Käuze» – zu schildern versteht, die «ein Aufheben» lohnenswert macht.

Da ist nun «Niederlenz» nicht nur Niederlenz, sondern ein Muster von Kultur- und Sozialgeschichte im dörflichen Raum, gespiegelt in der Konkretheit des Menschlich-Allzumenschlichen. Wer selber, aus früherer oder heutiger Zeit, Dorferfahrung hat, wird sich angeregt und vergnügt wiederfinden.

Und wer es bisher nicht wusste, wird entdecken: Sieh' da, «Niederlenz» gibt es noch immer hier und anderswo – und es ist gerade ob seiner Bescheidenheit interessant, oft lustig, jedenfalls aber zum Gernhaben!

Redaktion *Dorfgeischt*

Das ehemalige Mühle- und Mehrzweckgebäude, in dem heute Gemeindeverwaltung und Post untergebracht sind

I.

DIE ALTEN STRASSEN …
DIE ALTEN HÄUSER …
NOCH …
UND NICHT MEHR …

Niederlenz verändert sich …

Vor Jahren plädierte einmal eine neuzugezogene Einwohnerin an einer Gemeindeversammlung für die Erhaltung des idyllischen Dörfchens. Was immer sie darunter verstand, war nicht genau erkenntlich. Wahrscheinlich meinte sie unter einem idyllischen Dörfchen ein paar Bauernhäuser mit Miststöcken der Hauptstrasse entlang und etwa ein quietschendes Mühlenrad am plätschernden Aabach.
Also, ein solch idyllisches Dörfchen war Niederlenz nie. Seit Jahrzehnten in ständiger Entwicklung, entstand aus ein paar Mühlen und Tabakstampfen am Aabach und einigen Gehöften auf den Anhöhen, links und rechts des Tales, das heutige Dorf. Es war anfänglich so quasi der Satellit von Lenzburg, da ja die Mühlen- und Stampfe-Betreiber mehr oder weniger alle aus Lenzburg stammten.
Heute, als diese Zeilen niedergeschrieben wurden, sieht man vom Kirchenvorplatz aus, im Dorf unten, sieben Baukrane. Soviel, wie heute gebaut wird, ist in Niederlenz überhaupt noch nie auf einmal gebaut worden. Noch nie veränderte sich unser Dorf so schnell wie zur gegenwärtigen Zeit.
Vor Jahren war einmal ernsthaft die Rede von einem direkten Autobahnanschluss für Niederlenz. In der Euphorie der 60er Jahre glaubte man noch, nur ein direkter Anschluss an die Autobahn würde ein Dorf richtig aufwerten. Das Anschlusswerk sollte von der Bandfabrik quer durch die Schürz, durchs Altfeld und den Sportplatz zum «Lindeggen» führen. Zum Glück sind solche Pläne nie verwirklicht worden! Das schöne, ruhige Wohnquartier «alter Schützenweg», «Hermenweg» undsoweiter hätte nie entstehen können. Hingegen ein Hochhaus musste her, und es steht nun klotzig da und konkurriert mit den beiden Schlössern im Süden und Norden. Idyllisches Dörfchen ade! –
Auf der westlichen Talseite tut sich einiges in Sachen Veränderung. Ein einsames Bauernhaus an der Herrengasse

erinnert noch an ein – für Niederlenzer Verhältnisse – Grossbauerngut. Wo sich einst Kartoffel- und Getreidefelder ausbreiteten, entsteht im Moment eine Grossüberbauung mit Eigentumswohnungen und etwas nördlich davon ein eigentliches Satellitendörfchen mit schönen, komfortablen Ein- und Mehrfamilienhäusern.
Oder sehen wir uns auf der anderen Dorfseite die Hungeligrabenstrasse an. In den zwanziger Jahren ein idyllisches Fussweglein, dem Hungeligraben entlang. Man fing dort Blutegel und ähnliches. Heute ist die Hungeligrabenstrasse eine eigentliche Quartierstrasse mit modernen Ein- und Mehrfamilienhäusern.
Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die vielen neuen Namen für Strassen und Wege. Wer weiss zufällig, wo der Spechtweg oder der Fuchsweg liegt? Lustigerweise hat der *Dorfgeischt* ganz kürzlich in der Nähe des Fuchsweges einen jungen Fuchs beobachtet!
Zum Schluss gestatte man, unseren ehemaligen Mitbürger Oskar Reck zu zitieren. Er hat vor ein paar Jahren im Nebelspalter, unter dem Pseudonym «Ritter Schorsch» auszugsweise folgendes über unser Dorf geschrieben: «Wir, die von auswärts Angereisten, kennen es kaum mehr (unser Dorf). Seine Wohnblöcke, die aussehen wie überall zwischen Leningrad und Flamatt, haben aus dem Bauern- und Fabrikdorf von ehedem eine Art von Vorort gemacht, für Pendler vielleicht mit gleitender Arbeitszeit, das Schinkenbrot in der Mappe und den Kaffee aus dem Automaten. Aber das Kirchlein steht noch, auch die Sicht auf zwei Schlösser blieb frei und der Bach, der das Dorf teilt, darf mit kommunalem Segen weiterrauschen, bevor er im Zuge des Fortschrittes in eine Röhre verschwinden muss.»
Dem ist eigentlich nichts mehr beizufügen. Höchstens noch, dass man sich früher im Dorf «Grüezi» sagte und sich dabei leicht zu einem zwischenmenschlichen Gespräch fand. Heute geht man leider immer öfter mit starren Gesichtern aneinander vorbei. Auch ein Zeichen der Zeit, ein Zeichen der Veränderung …

Das Bahnhöfli

Vor zehn Jahren, genau am 2. Juni 1984, fuhr der letzte Zug der Seetalbahn von Niederlenz nach Lenzburg respektive Wildegg. Erst kürzlich wurde am Brückengeländer bei der alten Post ein Wegweiser «Zur Station» entfernt. Ja, die Station als solche gibt es nicht mehr. Das Gebäude aber, das steht noch und wird, man sieht es seiner Umgebung an, als Künstleratelier benutzt. Das Strässchen, welches von der Mühlestrasse hinauf führt gegen die Station, ist immer noch und wird es wohl auch bleiben, der Stationsweg. Ehedem war es ein besserer Fussweg und hiess einfach «s'Hübeli». Die Station hiess bei der Niederlenzer Bevölkerung schlicht «s'Bahnhöfli». Dass dem so war, da war der Herr Vorstand strikte dagegen, eben, dass man das Bahnhöfli einfach nur «s'Bahnhöfli» nannte, denn schliesslich war er der Bahnhofvorstand und nicht etwa der Bahnhöflivorstand. Wenn dann etwa einer noch fragte, ob das Zügli bald käme, dann konnte er unwirsch antworten: «Das Passagierli werde wohl noch etwas Geduld haben!» Der Bahnhof wurde dann später in «Station» umbenannt und der Bahnhofvorstand zum Stationsvorstand degradiert.
Das Bahnhöfli und seine Umgebung war für ein paar Halbwüchsige, heute würde man sie Teenager nennen, ein gar interessantes Anschauungs- und Betätigungsfeld. Beim Personenverkehr herrschte reger Betrieb, denn die grosse Umsteigestation war Wildegg, die Heitersberglinie existierte noch nicht. Nach Zürich und Aarau fuhr man vom Seetal oder von Lenzburg nach Wildegg zum Umsteigen. Das Grösste war: Wer in Niederlenz auf den Zug wartete, konnte im Winter bereits um sechs Uhr früh im geheizten Wartsaal sitzen. Geheizt wurde mit Holz und Koks.

Neben dem Personenverkehr herrschte aber auch ein reger Stückgut- und Wagenladungsverkehr. Es wurden zum Beispiel Wagenladungen Kohle ausgeladen; die Leinenweberei erhielt jede Menge Rohmaterial, alles per Bahn, und für die Landwirtschaftliche Genossenschaft kamen Kunstdünger und ähnliches auf den Schienen.
Dann das Stückgut… Bis man da jeweils herausgefunden hatte, was alle Kisten und Schachteln enthielten! Da war beispielsweise eine riesige Kiste, sicher an die 100 Kilogramm, mit Vermerk «Versandbahnhof: Lenzburg-Stadt, Empfangsstation: Niederlenz». Darin waren Geschirrwaren, Tassen und Teller, bestimmt für Schwarzmeiers Geschirrlädeli. Der Senior holte sie jeweils mit dem Handkarren ab. Natürlich kannte man schon damals einen Camionnagedienst, allerdings mit Ross und Wagen, aber der kostete etwas.
Auf dem Abstellgeleise stand auch immer etwa ein leerer Güterwagen. Damalige Güterwagen hatten ein sogenanntes Bremserhäuschen für den Zugbegleiter, darin einen abklappbaren Sitz, just geeignet für zwei Buben, schön versteckt, schnell eine Zigarette zu rauchen. Dabei galt es, auf den Bahnwärter aufzupassen. Damals war es der Wagner-Jokeb. Er war ein «Böser» und war schnell bereit, die Buben mit dem Besen zu vertreiben!
Leere Güterwagen dienten gelegentlich auch zum «Wägelen». Unter Zuhilfenahme eines sogenannten Schiebeknechtes konnten die Wagen ein paar Meter weit bewegt werden und nachher bis zum Ende des Stumpengeleises zurückrollen. Ein wahrhaft anstrengendes Vergnügen. Dieses «Spiel» konnte aber nur durchgeführt werden, wenn der Bahnwärter ausser Sichtweite war…
Einmal, da war der Wagner-Jokeb überfordert. Er wusste nicht mehr, was da gespielt wurde. Ein Zug nämlich kam von Wildegg her den Wald hinauf – ununterbrochen «wie lätz» pfeifend. Was war passiert? Irgendwoher hatten die Lausbuben eine grosse Büchse Schmierseife organisiert.

Damit wurden im Wald unten, an der steilsten Strecke der Bahn, die Schienen eingeschmiert. An der bewussten Stelle drehten die Räder durch, allerdings nicht lange. Die Lok hatte damals vorne einen eingebauten Sandstreuer gegen vereiste Schienen, so dass die Schmierseifenstrecke damit überwunden werden konnte. Der Lokführer soll dann auf der Station lauthals mit dem Bahnwärter «geschumpfen» haben, aber die im Wald versteckten Buben hat er nicht gesehen.
Ein anderes Mal wurden auf dem Bahnhöfli seltsame Dinge ausgeladen. Es waren, wie man uns sagte, sogenannte Handdraisinen, Rollwagen mit Handantrieb, in der Schweiz hergestellt und für den Export nach Afrika bestimmt. In Niederlenz wurden diese Dinger getestet, weil es hier eine sehr steile Strecke gab, eben zwischen Wildegg und Niederlenz. Da durften doch die «Bahnhöfli-Buben» auch einmal aufsitzen und mitfahren. Die Dinger waren eine Art Rollwagen mit Sitzen für etwa sechs erwachsene Personen. In der Mitte war ein Ruderhebel, wie man ihn heute noch bei Kinderdraisinen findet, nur natürlich viel grösser. Vier Mann konnten sich daran halten und damit das Ding in Bewegung setzen. Es war eine schweisstreibende Angelegenheit, hauptsächlich auf dem steilen Stück im Wald, doch für die mitfahrenden Buben das grösste aller Vergnügen.
Neben dem Bahnhöfli stand da noch «s'Wöschhüsli». Dreigeteilt war es, im vorderen Teil die Waschküche für die Vorstandswohnung, ausgerüstet mit einem grossen Waschhafen mit Holzfeuerung und einem Waschtrog mit Kaltwasseranschluss. Hier zelebrierte jeweils die Frau Vorstand ihre grosse Wäsche. Der mittlere Teil diente als Aufenthaltsraum für die Streckenarbeiter, dieser Raum war selten verschlossen. Darin fanden sich gelegentlich eine oder zwei leere Flaschen, welche man einsammelte und ins Dorflädeli brachte, denn dafür kriegte man einen Batzen. Der dritte Teil des Häuschens war immer verschlossen, weil

darin Arbeitsgeräte, Werkzeuge und dergleichen für das Bahnpersonal eingelagert waren.
Vor dem Häuschen, auf dem Bänkli, konnte man dem Bahnbetrieb stundenlang zuschauen. Es geschah recht viel im und ums Bahnhöfli herum. Beim Bau des Werkhofes musste das «Wöschhüsli» abgebrochen werden; es hätte mitten auf der Zufahrt zum Untergeschoss gestanden.
Wo kann man heute noch ein «Bahnhöfli» als Abenteuerspielplatz benutzen? – Nostalgie …

Das Mehrzweckgebäude

Eine Gemeinde, die kein Mehrzweckgebäude besitzt, ist altmodisch. Fast jede Woche, liest man in der Zeitung, wird irgendwo ein Mehrzweckgebäude eingeweiht oder zumindest über einen diesbezüglichen Spatenstich berichtet. Selbstverständlich hat auch Niederlenz ein Mehrzweckgebäude, sogar ein rotes. Doch von diesem sei hier nicht die Rede.
Schon 1923, als der Name «Mehrzweckgebäude» noch gar nicht erfunden war, gab es in Niederlenz ein solches, nur nannte man es, mangels eines besseren Namens, schlicht und einfach «de Gmeinsaal». Mühle war es am Anfang und Tabakstampfe, und 1234 zum ersten Mal erwähnt. Man beachte die Jahrzahl, Niederlenz wurde 1291 geboren, das nur nebenbei. 1534 kauften die in Schafisheim residierenden Herren von Hallwyl die Mühle am Aabach. Das Gebäude, welches ältere Niederlenzer noch kannten, stammt teilweise, nach diversen Umbauten, aus dem Jahr 1575.
Eine in Stein gehauene Inschrift besagt folgendes: «Dies Haus steht in Gottes Gewalt und wurde gebaut, als der Mütt Kernen 100 Batzen galt. Anno Domini 1575 VG IG». Auf einer weiteren Tafel steht eingraviert: «Das Haus war abgebrannt, den 13. Januar 1826 und gleichen Jahres wieder aufgebaut, als der Mütt Kernen 60 Batzen galt. I.A. Meier von Dottikon» (1 Bernermütt = ca. 166 Liter). Beide Originale der Sandsteintafeln hängen heute in der Gemeindekanzlei, aussen am heutigen Neubau sind Kopien angebracht.
Zu Beginn unseres Jahrhunderts, beim Bau der allgemeinen Wasserversorgung, war in der Stampfi eine Kolbenpumpe installiert, welche das Wasser zum Reservoir pumpte. Eine Zeitlang war in dem Gebäude sogar eine Musikdosenfabrik untergebracht. Niederlenz muss damals sehr musikalisch gewesen sein.
Endlich, im Jahr 1906, erwarb die Einwohnergemeinde das Mühlegebäude samt angebautem Bauernhaus. 1910 ging man mit Einrichtung eines Turnsaals im ersten Stock, an den ersten Umbau. Ab 1923 erfolgten weitere Umbauten. Es wurden eine Arbeitsschule, eine Schulküche, Vereinszimmer und ein Volksbad eingerichtet. Ab jetzt, 1923, kann wahrhaftig von einem Mehrzweckgebäude gesprochen werden.
Zählen wir einmal auf, was nun alles in diesem Gebäude enthalten war: unten links das Feuerwehrlokal mit den pferdebespannten Feuerspritzen und den Schlauchkarren, welche von den Feuerwehrmannen im Laufschritt zu den Brandplätzen gezogen wurden. Daneben untergebracht war das Magazin des Elektrizitätswerkes und der mechanischen Werkstatt. Im breiten Durchgang mit den gewölbten Torbogen wurde jeweils Brennholz zum Trocknen aufgeschichtet. Im Souterrain, in den «Katakomben», war das Volksbad, eine für damalige Zeiten sehr fortschrittliche und soziale Einrichtung. Auf dieses Volksbad wird bei späterer Gelegenheit zurückzukommen sein. Daneben floss noch der Kanal, welcher einst die Wasserräder der Mühle betrieb, unter dem Gebäude hindurch.
Im ersten Stock, wie schon erwähnt, der Turnsaal. Er war nicht nur Turnsaal für das Schülerturnen und die Turnvereine, ausgerüstet mit Rundlauf, Kletterstangen, Reck und Barren, er war auch Lokal für die Gemeindeversammlungen. Jede zweite Woche fand darin ein Sonntagsgottes-

dienst statt. Niederlenz hat ja erst seit 1949 eine eigene Kirche. Aber auch Freikirchen waren gerne gesehen. Dann natürlich die Theateraufführungen im Gemeindesaal, zum Beispiel des Männerchores, waren jeweils ein Ereignis für das ganze Dorf, ebenso die Sonntagsschulweihnachten. Über und um den Gemeindesaal gäbe es zahlreiche urkomische Geschichten zu berichten ...
Neben dem Gemeindesaal wirkte die Schnürpftante, auch «Zwätschge-Berti» genannt, in der Arbeitsschule. In der Wohnung im zweiten Stock wohnte der Herr Oberlehrer Stocker. Gemäss Überlieferung muss er ein hervorragender Pädagoge gewesen sein. Da soll noch jemand behaupten, «de Gmeinsaal» sei kein Mehrzweckgebäude gewesen.
Im angebauten Bauernhaus wohnten überdies zwei Familien in bescheidenen wohnlichen Verhältnissen. Dazu ein lustiges Detail: Hart an den Aabach gebaut, hatte jede Wohnung eine Reihe Fenster gegen Strasse und Bach. Da sah man gelegentlich so an ruhigen Sonntag-Vormittagen eine Angelrute aus einem der Fenster ragen, Schnur und Haken im Bach und hinter dem Fenster, schön versteckt, lauerte einer auf Petri-Glück. Ob jemals eine Forelle anbiss, entzieht sich der Kenntnis der Chronisten.
Anfangs der 70er Jahre wurde das ganze Mühlegebäude samt Bauernhaus und Remise an ein Konsortium verkauft. Die Gemeinde hatte schon damals leere Kassen und wollte mit dem Erlös aus dem Mühlegebäude im oberen Lenzhardfeld ein Stück Land zwecks Ansiedlung steuerzahlender Industrie erwerben.
Das Mühlegebäude wurde sodann total ausgehöhlt, das Bauernhaus abgebrochen und an dessen Stelle das Restaurant «Mühle» gebaut. 1978 wurde der neue Komplex eingeweiht, die Gemeinde hat sich wiederum eingekauft, und zwar im Stockwerkeigentum, ebenso die Post im Parterre und der «Verein für Altersbetreuung, Niederlenz» in den oberen Stockwerken. Das Restaurant gehört der Beton Niederlenz-Lenzburg AG. Die ganze Überbauung, zusammen mit der Apotheke und der Arztpraxis, hat sehr zur Verschönerung des Dorfzentrums beigetragen.

Die zwei «K»

Ein «K» steht für Kloster und das zweite «K» für Kegelbahn. Doch was haben die beiden miteinander zu tun? Recht viel, meine ich. Wir werden sehen:
Das, was wir heute «Kloster» nennen, war überhaupt nie ein Kloster; es war vielmehr das Zehntenhaus des Klosters Königsfelden, das heisst der westliche Teil davon, der mit dem Treppengiebel. Der parallel gestellte Ostbau wurde erst 1574 für Untervogt Rudolf Kull errichtet. Über dem Türsturz ist guterhalten ein doppeltes Berner Wappen und der Name Rudolf Kull samt der verstümmelten Jahreszahl 1574 sichtbar. Der quergestellte Mittelbau kam erst 1749 dazu und enthielt Wohnungen. Ob der über zweihundertjährige Kachelofen noch vorhanden ist, entzieht sich meiner Kenntnis.
Die ganze Gebäudegruppe hat während den letzten Jahrzehnten mehrmals die Besitzer gewechselt und ist nicht gerade vorteilhaft verändert worden. Am schlimmsten wird der Westbau, also das eigentliche Zehntenhaus, durch den angehängten Balkon verunschönert, um nicht zu sagen verschandelt. In diesem Gebäude ist heute ein neuzeitlicher Gastwirtschaftsbetrieb – oder muss man modernerweise «Pub» sagen? – untergebracht.
In früheren Zeiten wurde dort das «Restaurant Schaffner» geführt, eine grundsolide Dorfbeiz, wo jedermann seinen Most, ein grosses Bier oder ein Zweierli bestellen konnte. Da waren zu jeder Zeit Gesprächspartner zwecks Durchdiskutierens der Dorfpolitik zu finden.
Nun kommen wir zum zweiten «K», der Kegelbahn. Der Eingang zur Wirtschaft «Schaffner» befand sich damals direkt an der Strasse und die dazugehörige Gartenwirtschaft

auf der anderen Strassenseite, ennet dem Bach. Die kleine Brücke nördlich der Färberei Hetex gehörte zum damaligen Brunnrain und gleich daneben, unter einer schönen Gruppe schattenspendender Bäume, lag die Gartenwirtschaft. Man stelle sich das heute vor: die Serviertochter eilt an schönen Sommerabenden mit vollen und leeren Bier- und Mostgläsern ununterbrochen hin und her über die Hauptstrasse! Gerade anschliessend an die Gartenwirtschaft baute man eine Kegelbahn, erst eine primitive Bretterbude und dann, als die Ansprüche stiegen, schön hinter den Bäumen versteckt, eine solide, ziegelgedeckte Baute. Sie wurde im Frühjahr 1991 von Luftschutztruppen abgebrochen.
Übrigens: Auch das Wirtshausschild mit dem Apfel ist 1990 bei der letzten Renovation des Zehntengebäudes verschwunden. Schade!
Die frühere Zusammengehörigkeit der beiden «K» wäre also gegeben: Im «Kloster», dem Zehntenhaus, war die Wirtschaft und über die Strasse und den Bach die dazugehörige Gartenwirtschaft und die Kegelbahn.
Zum Schluss wäre noch etwas über den Brunnrain zu sagen. Das war der Fussweg, welcher sozusagen durch die Gartenwirtschaft führte, danach in zwei Kehren den Hügel hinauf, über die Bahngeleise und dort in den Chilchweg, heute Staufbergstrasse, mündete. Der Name Brunnrain kommt daher, weil sich halbwegs zwischen Hauptstrasse und Bahngeleise die erste Wasserfassung der Gemeinde befand. Man nannte das Brunnstube. Viel später dann, als das Wasserpumpwerk «Hörnizopf» längst in Betrieb stand, wurde das ganze umliegende Areal, samt Brunnstube, an die damalige Schweiz. Leinenindustrie AG verkauft. Als Industriewasser konnte die Fassung Brunnrain noch lange gebraucht werden. In der Folge entstand dann der heutige «Brunnrain» mit der ansteigenden Brücke.
Nördlich der besagten Gartenwirtschaft gab es sogar eine Badi. Der Bach kam noch nicht unter der Färberei hervor.

Allerdings durfte die Badi nur von der Oberdörfler Jugend benutzt werden; es sollte sich ja kein Unterdörfler erfrechen, dort baden zu wollen! Das Unterdorf hatte eine eigene Badi, bei der Stampfi. So streng waren damals die Bräuche …

Die alten Häuser noch …

So sang jeweils der Niederlenzer Männerchor, grösstenteils stimmgewaltige Herren aus der Pfupfi, SLI, von den alten Freunden, die nicht mehr sind. Heute gelten diese wehmütigen Strophen nicht mehr … – oder man müsste sie umkehren: «Die alten Freunde noch …, die alten Häuser aber sind nicht mehr». –
Schon wieder ist nämlich eines der ehrwürdigen und erinnerungsträchtigen Häuser unseres Dorfes verschwunden: die alte Kantine der SLI, respektive Hetex-Garn AG. Sie war während der langen Zeit ihres Daseins ein eigentliches Mehrzweckgebäude. Mitte Mai 1991 wurde die Kantine von Luftschutztruppen als Übungsobjekt zweckentfremdet und niedergelegt. Übrig blieb ein Haufen Bauschutt. Die Kantine ist – so meine ich – eines kleinen Nachrufes würdig.
Das Haus, ein Riegelbau, dürfte so um die 160 Jahre alt gewesen sein. Vermutlich wurde es zusammen mit dem 20 Meter hohen Spinnereigebäude (1830) gebaut. Der damalige Besitzer hiess Gottlieb-Heinrich Hünerwadel; er betrieb eine Baumwollspinnerei. Das Gebäude war natürlich nicht von Anfang an als Kantine vorgesehen. Es beherbergte auf der Ostseite kaufmännische und technische Büros und auf der Westseite eine Speditionsabteilung.
Später dann, unter dem Namen SLI (Schweizerische Leinenindustrie AG), ist im Souterrain ein Lager für gehechelten Flachs oder auch Hechelflachs genannt, eingerichtet worden. Im ersten Stock entstand ein Fertigwarenlager. Keller und Estrich dienten zeitweise als La-

gerräume für Maschinenteile, Verpackungsmaterial und dergleichen.
Ungefähr anfangs der dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts dürfte die Geburt einer Kantine zu vermelden sein. Man erstellte in den damaligen Speditionsräumen einen Kiosk von zirka zehn Quadratmetern Grundfläche, um Angestellten und Arbeitern, hauptsächlich jedoch den Schichtarbeitern, die Möglichkeit einer Zwischenverpflegung bieten zu können. Der Wunsch, auch Getränke kaufen zu können, führte dazu, dass ein Teil des Hechelflachskellers in ein «Flüssigkeitslager» umgewandelt wurde. Mehr oder weniger heimlich ist dabei wohl auch Bier und Wein umgesetzt worden, sagt man …
Endlich, zu Beginn des Zweiten Weltkrieges, nachdem man zuerst den Kiosk vergrössert hatte, entstand eine eigentliche Kantine mit Küche und Essraum, mit separatem Raum für die Meister, notabene. Die Organisation dieses Kantinenbetriebes oblag vorerst dem Chef des Lohnbüros, welcher auch für den Lebensmittel- und Getränkekeller verantwortlich war.
Nach verschiedenen Änderungen der Einteilung und nachdem nun das ganze Parterre zur Verfügung stand, richtete man einen richtigen kleinen Wirtschaftsbetrieb, geleitet von einem rührigen Küchenchef, ein. So konnten jeweils gegen 50 Mittag- und Abendessen, vor allem an Schicht- und Gastarbeiter, abgegeben werden.
Die neuen Räumlichkeiten dienten aber auch noch vielen anderen Zwecken. In der Kantine wurden beispielsweise Instruktionskurse für Mitarbeiter, Sprachkurse für fremdsprachige Arbeiter und selbstverständlich Weihnachtsfeiern, Abschiedparties und dergleichen veranstaltet.
Leider wurde die Küche in den achziger Jahren geschlossen und damit das Ende der eigentlichen Kantine eingeläutet. Als Ersatz leisteten nunmehr Getränke- und Imbiss-Automaten einen bescheidenen Verpflegungsdienst.
Vielen ehemaligen Mitarbeitern werden im Zusammenhang mit der alten Kantine lustige und auch weniger lustige Begebenheiten in Erinnerung bleiben. Da ist zum Beispiel der Fall mit der Rutschbahn: Zwischen dem Spinnereigebäude und der Spedition hatte man eine Rutsche eingerichtet, um die fertigen Pakete in die Spedition hinunterzulassen. So kam es, dass eines Tages, mitten im Hochbetrieb, statt der speditionsreifen Pakete, eine junge Dame die Rutsche hinunterglitt und vom Speditionspersonal mit einer Riesengaudi empfangen wurde. Über vieles andere schweigt die Geschichte. Unter Eingeweihten wird es noch mancherlei zu erzählen geben …

Ein Dorfmuseum in Niederlenz

Im August 1990 hat die Ortsbürgergemeinde Niederlenz das alte Bauernhaus am Stierenweg 1 von Herrn und Frau H. R. Hauser-Schwerzmann, käuflich erworben. Dem Kauf gingen längere Verhandlungen voraus. Da Hausers keine direkten Nachkommen haben, bestand die Gefahr, dass ihr Haus später einmal samt Inhalt «verscherbelt» würde. Der Clou des ganzen Handels liegt nun darin, dass mit dem Kauf des Hauses die darin enthaltene Sammlung von Herrn und Frau Hauser der Ortsbürgergemeinde als Geschenk überlassen wurde.
H. R. Hauser sammelt nämlich seit ungefähr vierzig Jahren alte Gegenstände und Gerätschaften aus Niederlenz und Umgebung. Er sammelt nicht nur, er stellt seine Sammelobjekte auch instand. Über all die Jahre ist ein durchaus museumswürdiger Fundus entstanden.
Zum Haus selbst: Das Ehepaar Hauser hat das alte Bauernhaus im Jahre 1970 von der Einwohnergemeinde gekauft. Es war in einem erbärmlichen Zustand. Durch die Wände pfiff der Wind und durchs Dach tropfte der Regen. Inzwischen wurde es von Hausers mit viel Liebe und Sachkenntnis renoviert und präsentiert sich heute in einem tadellosen Zustand.

Ältere Niederlenzer mögen sich noch erinnern: das Haus gehörte einst einer Familie Schurr – man sagt ihm deshalb heute noch das «Schurrhaus». Es war eine eigenartige, für die damalige Zeit aussergewöhnliche Familie. Noch heute erinnert ein in die betonierte Rinne vor dem Haus eingekratztes Hakenkreuz an den «Schurr-Hänsel».
Das Haus selbst ist ein typisches Aargauer Hochstudhaus, etwa 250 bis 300 Jahre alt und natürlich einstmals mit Stroh bedeckt. Anfänglich gab es nur eine Wohnung im Erdgeschoss. Im ersten Stock, unter dem Dach, wurde vermutlich zwischen 1870 und 1900 eine weitere kleine Wohnung eingebaut. Bis zur Jahrhundertwende gab es im Erdgeschoss eine Kolonialwaren- und Geschirrhandlung. Die Geschirrhandlung dislozierte dann ins Nachbarhaus, das «Schwarzmeierhaus» und das Kolonialwarenlädeli etwas weiter «Schürz»-abwärts. Bis in die dreissiger Jahre unseres Jahrhunderts war es als «Handlung von Karoline Leuenberger» bekannt. Das betreffende Haus ist allerdings im Jahre 1979 abgebrannt.
Nun so wurde alsbald aus dem «Schurr-Haus» am Stierenweg ein «Dorfmuseum». Ortsbürgergemeinde und Gemeinderat machten das alte Haus der Öffentlichkeit zugänglich, seither erfreut es sich eines grossen Interesses.
Der Gedanke, ein eigenes Dorfmuseum zu errichten, tauchte wohl erstmals im Jahre 1975 auf. Damals fand in Niederlenz ein Dorffest mit einer Ausstellung «Niederlenz in Vergangenheit und Gegenwart» statt. Die Kulturkommission *PRO 5702* organisierte das Fest und das Ganze lief unter dem «Europäischen Jahr für Denkmalpflege und Heimatschutz». Die eigentliche Entdeckung dabei war die Sammlung alter Gegenstände, welche H. R. Hauser in langen Jahren zusammengetragen und bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal öffentlich ausgestellt hatte.
Da gab es blitzblank polierte Kupferpfannen, alte Uhren, Ofenkacheln und vieles andere zu bestaunen. Kein Wunder, dass dabei der Gedanke aufkam, man könnte mit all diesen Gegenständen ein Museum ausstaffieren.
Einen Konservator hatte man dafür ja auch schon zur Hand. Herr und Frau Hauser haben nämlich beim Verkauf des Hauses ein lebenslängliches Nutzungsrecht ausbedungen, so dass Gewähr besteht, dass die Sammlung nicht nur ergänzt, sondern auch stets tadellos gepflegt wird.
Zum Schluss möchte ich alle Niederlenzerinnen und Niederlenzer auffordern: Werfen Sie alte Gegenstände, die Ihnen noch erhaltenswert scheinen, nicht einfach weg, sondern bringen Sie sie zuerst ins Dorfmuseum!

Schurrhaus oder Eichenbergerhaus?

Der *Dorfgeischt* hat eine sehr nette Bekanntschaft gemacht, die gewissermassen zur Bereicherung seines Wissens um das ältere Niederlenz und seine Bewohner beigetragen hat. Auslöser für ein späteres Gespräch war ein Telefonanruf an den Gemeindeammann. Eine Dame äusserte sich zum geplanten Dorfmuseum wie folgt: «Das mit dem Schurrhaus stimmt denn nicht!»
Von einem schlechten Gewissen geplagt traf sich der *Dorfgeischt* daraufhin zu einem Gespräch mit der betreffenden Dame. Es hat sich allerdings bald herausgestellt, dass nicht der *Dorfgeischt* Grund zur Intervention beim Gemeindeammann war, sondern ein Bericht im «Aargauer Tagblatt» betreffend des käuflichen Erwerbs des «Schurrhauses» durch die Ortsbürgergemeinde …
Die Dame ist über 90 Jahre alt und geistig sehr rege. Sie sieht mindestens 20 Jahre jünger aus. Heute wohnt sie in Unterentfelden, im schönen Heim ihrer Tochter. Meine Gesprächspartnerin ist tatsächlich in jenem Haus, welches wir «Schurrhaus» (nach dem vorletzten markanten Besitzer) nannten, aufgewachsen. So gesehen müsste dessen Benennung «Eichenbergerhaus» lauten. Grossvater Eichenberger betrieb dort eine Seilerei; ob seinem Haus, dort wo

heute die Häuser von Hauser, Suter, Schärer und anderen stehen, wurden die Seile gespannt. Der Hungeligraben war damals noch ein Wassergraben und nicht die Hungeligrabenstrasse. Einen Stierenweg gab's noch gar nicht.
Im Eichenbergerhaus war ein sogenannter Allerweltsladen oder «Tante-Emma-Laden», wo man fast alles für den täglichen Bedarf kaufen konnte, einquartiert. Später wohnte die Dame mit ihrer Familie bei der «Handlung am Dorfrain» im ersten Stock, neben der Werkstatt von Malermeister Otto Reck. Ich spreche jetzt vom umgebauten Haus, worin heute Müli-Apotheke und Arztpraxis untergebracht sind. Mit ihrer eigenen Familie wohnte sie zuletzt im Säuhübel, heute Goldwand genannt. Als eifrige Sängerin wirkte sie während vieler Jahre im hiesigen Frauen- und Töchterchor mit, so dass sie heute noch einige ältere Mitglieder dieses Vereins kennt.

Das «Hübeli»

Man ging das Hübeli hinauf und kam zum Hübeli. Kompliziert, nicht wahr? Gar nicht, der Weg hinauf von der Mühlestrasse zur Bahnstation, heute Stationsweg geheissen, war ehemals ein Privatweg und gehörte eben zum Hübeli. Der Begriff «Hübeli» beinhaltete somit ein altes Bauernhaus mit dazugehörigem Weg. Das Haus stand dort, wo heute ein paar einsame Eternitgaragen samt Autoabstellplatz vor sich hindösen, also gerade neben dem Bahnhöfli. Man nannte das Haus auch «das alte Försterhaus».
Vor dem Haus ein kleiner gepflegter Bauerngarten mit allerlei Blumen, Gemüse und einem Fliederbaum. Halbwegs angelehnt an den Gartenzaun war ein dicker Pfahl in den Boden gerammt, mit einem runden Brett obendrauf, das aussah wie ein Storchennest. Auf dem Brett wuchs eine Hauswurz. Mit dieser Hauswurz hatte es seine besondere Bewandtnis. Wenn nämlich die Hauswurz blühte, dann wurde sie genau beobachtet. Neigte sich ein Blütenstengel

gegen das Haus, so versprach das nichts Gutes. Es konnte nämlich im selben Jahr in eben diesem Haus jemand sterben. Drehte sich aber der Blütenstengel vom Hause weg, so bedeutete das Glück.
Beim Zugang zum Haus breitete ein schön geformter Nussbaum seine Äste aus. Daneben lagerte, wie damals üblich, ein Miststock. Über dem Weg gehörte ein kleiner Obstgarten zum Haus und darin stand er, der Apfelbaum mit den herrlichsten Äpfeln der Welt! So wenigstens dünkte es die Lausbuben, die hier immer ihre Zvieriäpfel stibitzten.
Besitzer des Hauses war «Förster-Ruedi», so genannt, weil sein Vater Förster gewesen war. Seine Ehefrau war Förster-Ruedi's Elise, das «Hübeli-Grosi», wie er ein liebenswertes Original. Der beiden einzige Tochter war Förster-Ruedi's Lina. Die kleine Familie bewohnte den ersten Stock, welchen man durch einen dunklen Gang und eine schmale, dunkle Treppe erreichte. Vom Herbst bis gegen Weihnachten duftete es dort ganz intensiv nach den, ein paar Stufen höher, auf dem Estrich gelagerten goldgelben Gravensteiner-Äpfeln, dieselbe Sorte, welche die Lausbuben im gegenüberliegenden Baumgarten so gerne stibitzten!
Übrigens, das Haus war ein uraltes, echtes Aargauer Hochstudhaus. Auf der Rückseite besass es eine hölzerne Laube und um die Ecke ein Plumps-Klo mit direktem Ablauf ins «Gülleloch», auf deutsch: Jauchegrube. Das Abwaschbecken in der Küche hingegen hatte keinen solchen Ablauf. Wenn die Küchenarbeit fertig war, kippte man das Abwaschwasser über die Laube hinaus, «platsch-platsch», direkt in den Hühnerhof hinunter. Der hausnahe Teil des Hühnerhofes war deshalb immer etwas schlüpfrig und im Winter ein Eisberg. Manchmal fielen auch ein paar Spritzer in die unter der Laube befindliche Küche. Was tat's, man war ja nicht so heikel. – Auch die üblichen Küchenabfälle wurden auf dieselbe Weise direkt über den Hühnerhof entsorgt. Die Hühner waren glücklich, sie hatten einen schönen grossen Auslauf und mitten im Hühnerhof stand

ein grosser Holunderbusch, dessen Beeren den Hühnern jeweils als Dessert dienten.
Nun, zum Förster-Ruedi: Er war Bahnwärter bei der Station Lenzburg-Stadt. An seinem Sonntags-Gilet baumelte eine dicke Uhrkette mit der damals berühmten, allbekannten Bähnler-Uhr, dem Wunschtraum vieler Knaben.
Zur Station Lenzburg-Stadt gehörte damals noch ein Bahnhofbuffet samt Gartenwirtschaft, und unser Förster-Ruedi war jeweils gefragt, wenn es galt, ein neues Bierfass anzuzapfen. An solchen Tagen kam er dann immer etwas lustiger nach Hause und hatte seinen obligaten Stumpen etwas schräger im Mund. Überhaupt, der Stumpen, es schien, als sei er ihm angewachsen. Sogar auf dem Heustock, wenn er für seine zwei braunen Kühe das Futter bereitete, vergass er ihn manchmal aus dem Mund zu nehmen. Das Hübeli-Grosi stand dann jeweils alle Ängste aus, bis er wieder unten war und nichts in Brand gesteckt hatte. Schimpfen nützte im Nachhinein nicht viel; er hätte es bestimmt bis zum nächsten Mal wieder vergessen, nicht absichtlich, sondern ganz einfach, weil sein Stumpen ein Teil seines Gesichtes war.
Einer der grossen Tage in Ruedi's Jahresablauf war der Klausmarkt in Lenzburg. Schon am frühen Vormittag ging man auf den Viehmarkt. Nicht, dass man unbedingt ein Stück Vieh kaufen musste, oh nein, aber mit seinesgleichen diskutieren, etwas «händelen» – und schliesslich musste man über «Kauf und Lauf» im Bilde sein. Gegen Abend dann, wenn Ruedi heimkam, trug er eine grosse Papiertüte voll Bananen, welche sofort an alle seine wartenden Enkel verteilt wurden. So kam auch der Nachbarsbub, welcher nicht vergebens so lange vor dem «Hübeli» auf dem Bänkli wartete, zu seinem Anteil an Bananen. Bananen gehörten nämlich auch beim Nachbarsbuben daheim nicht zum täglichen Brot. Er war halt auch ein kinderfreundlicher Onkel, der Förster-Ruedi oder «Hübeli-Grossvater».
Unten, im Erdgeschoss, hauste die Tante Anna zusammen mit ihrer Schwester. Von ihrer Küche trat man ebenerdig

hinaus, geradewegs in den erwähnten Hühnerhof. Tante Anna war ledig und arbeitete in der «Pfupfi», der damaligen Leinenindustrie, später Hetex. Sie war so etwas wie das Nachrichtenblatt. Von ihr konnte man alles erfahren, was im und ums Dorf vorging. In der «Pfupfi» war sie die Nachrichtenzentrale.
Tante Anna glaubte an Gespenster. Wenn sich am Himmel dunkle Wolken zusammenbrauten, so war das kein gutes Zeichen. «Hough», sprach sie dann, wie weiland Winnetou. «Jetzt kommt die weisse Kutsche vom Schloss Brunegg über den Chestenberg und den Lindwald gegen das Schloss Lenzburg. Jetzt muss man sofort ins Haus, sonst wird man verhext! Da ist der ‹Bös›, dessen Namen man nie nennen darf, im Spiel!»
Auch in einer Vollmondnacht geht man nicht aus dem Haus, weil da die Geister umgehen … Ansonsten aber war sie eine herzensgute Seele, die Tante Anna. Sie machte jede Menge Botendienste für kranke und bedürftige Mitmenschen und war überhaupt ein hilfsbereiter Mensch. Und das «Hübeli» war ein Ort, wo man gerne hinging, es war gemütlich und strahlte Wärme aus. Das Haus wurde Mitte der fünfziger Jahre von Luftschutzsoldaten angezündet und nachher abgebrochen.

Wo sind sie geblieben – alle unsere Handlungen und Lädeli?

Sie sind dem Zeitgeist, dem «Fortschritt» zum Opfer gefallen. Es gibt sie allesamt nicht mehr … Es ging damit viel vom gemütlichen, heimeligen Dorf verloren. Oder gehen Sie einmal zu einem Grossverteiler und versuchen Sie, etwas über die verkauften Produkte, deren Unterschiede und Herkunft zu erfahren. – Oder können Sie in einem Shopping-Center – ein schöner Name – etwas über die Dorfnachrichten vernehmen?

Es gab eine Zeit, das ist noch gar nicht so lange her, da gab es in unserem Dorf alles, aber auch wirklich alles zu kaufen, was man fürs tägliche Leben benötigte: vom Brot bis zum «Sternli»-Faden, Mehl, Petrol, Kaffeetassen, Unterhosen, ja bis zum fertigen Sonntagskleid, Konfektion oder massgeschneidert, Schleckzeug und Raucherwaren, jede Menge.

«Kolonialwaren»-Handlung, Handlung zum Dorfrain, Mercerie-Epicerie, Massschneiderei, Geschirrladen undsoweiter hiessen sie und überall wurde man gut beraten und hatte Zeit für den Austausch von Dorfnachrichten; manchmal war es auch nur Dorfklatsch, was tut's!

Also da war die Bäckerei & Pension «Burren» in der Engelmatt, bekannt für gute Crèmeschnitten und Glacen. Brot wurde auf Wunsch ins Haus gebracht. Bei der Frau Bartoli im Kiosk beim «Grundstein» erstand man die ersten Zigaretten, «Sullanah» und «Swissair» hiessen sie und kosteten 70 und 80 Rappen die 20 Stück. Dazu gab es immer noch eine Mahnung: «Isch es für e Vatter, gäll, nid sälber rauche». Den Weg hinauf zum «Schneider-Lädeli» beim Schulhaus … Hier waren Schleckereien für die Pause gefragt.

An der Hauptstrasse Senn-Joggi's Konsum-Denner, weiter unten der Lebensmittelladen von Th. Sturm-Rohr und beim alten Schulhaus «O. Scotti's Erben», Lebensmittel und Merceriewaren, das heisst mit anderen Worten ein kleines Warenhaus. Ein Päckli Tabak für den Vater, was kostet es? «Weil's Du bist, 80 Rappen, aber sag's denn dem Vater.»

Beim Brüggli, heute Mülibrüggli, die Bäckerei Dätwyler. Da gab es gutes Holzofenbrot und Zehner-Stückli, Schmelzbrötchen, «Spitzbuben» und andere urchige, wohlgebackene Dinger. Die Spezialität: Man konnte zuhause seine Apfel-, Zwetschgen- oder Chrutwähe präparieren und sie Dätwyler's zum Backen bringen. Dazu erzählt man sich folgendes: Da ging doch einmal die Tante Anna eine solcherart gebackene Wähe abholen und fragte: «Was

kostet das?» Der Bäcker, nicht faul, antwortete: «Sie ist unten angeschrieben!» Tante Anna kehrte sie blitzartig um, um nachzusehen. Der Kuchen wurde darauf mit der Kehrichtschaufel wieder aufs Blech befördert. Tante Anna hat nachher nie mehr nach dem Backlohn gefragt …

Auf dem Dorfplatz, wo sich heute die Müli-Apotheke befindet, betrieb einst Fräulein Briner die «Handlung zum Dorfrain». Auch damit hatte es seine Bewandtnis. Hier wurde jeweils der Lohn fürs Milchholen in «Täfeli» umgesetzt. Der übliche Spruch hiess: «Hät gärn für e Batze Täfeli, dere wo's am meischte git». Das waren dann Zuckereili, das ganze Jahr aber immer dieselben, aber trotzdem ein Genuss!

Nicht zu vergessen ist die Bäckerei Schaffner, neben der Wirtschaft «Schaffner». Da stand immer eine freundliche Bäckersfrau hinter dem Ladentisch, und der Bäcker selbst war stets für einen Spruch zu haben. – Den Dorfrain hinauf, am Metzger Schneider-Sämi vorbei zur Bäckerei H. Wagner, der vierten Bäckerei im Dorf. Auch Wagner brachte sein gutes, «küstiges», täglich frisches Brot ins Haus; man merkte es, das war kein Fabrikbrot … Im Oberdorf, an der heutigen Staufbergstrasse, früher hiess sie «Kilchweg», der Konsum-Widmer und das Lebensmittelädeli von Frau Schneider-Hunziker. Wer etwas wissen wollte übers Oberdorf, hier war es zu vernehmen.

Doch zurück zur Hauptstrasse, der eigentlichen Dorfstrasse. Neben der Post befand sich damals schon die alte Metzgerei Stampfli. Bis vor kurzem war die dritte Generation im Geschäft. Der Sonntagsbraten wurde auf Wunsch ins Haus gebracht.

Von den Handwerkern an der Hauptstrasse, als da waren: Sattlerei, Schneiderei, Mechaniker, Schuhmacher, etwas weiter oben der Velohändler, alle nahe beieinander. – Über einem Schaufenster, gegenüber dem alten Konsum, stand ein ziemlich grosses Firmenschild. Die Schulbuben, bei-

nebaumelnd auf der alten Konsumrampe, versuchten in stundenlangen Bemühungen, Namen und Firmenbezeichnung so schnell wie möglich rückwärts zu lesen. Das hiess dann so: *«hoJ retemöK relttaS dnu rereizepaT»*. So, jetzt versuchen Sie es, rückwärts zu lesen! – Immer noch an der Hauptstrasse: «Zur billigen Quelle». Hier konnte man Unterhosen und Oberwäsche für Frauen und Männer erstehen. An der Schürz, Mörikerstrasse, war die Handlung von Karoline Leuenberger. Karoline hörte nicht mehr so gut, so ging es jeweils ziemlich lange, bis sie aus dem Hinterstübchen in den Laden kam. «Wa muesch ha, Buebli?» lautete ihr stereotyper Spruch. Man sagt, böse Buben hätten jeweils schon ein paar Zeltli oder eine Schachtel Zündhölzli eingepackt, bevor die Karoline im Laden erschien. Das Haus ist 1970 abgebrannt.
Ganz anderer Art war Schwarzmeier's Marie, Geschirrladen, Haushaltartikel, oben auf der Schürz im altersbraunen Holzhaus. Kaffeetassen mit kleinen Fehlern oder sogar leicht angeschlagen, gab sie schon für ein paar Rappen. Höhepunkt: Bei Velorennen der Dorfjugend bettelte man immer zuerst bei Marie Meier um einen Siegerpreis. Einmal war es sogar ein zweischneidiges Sackmesser. Das wurde ihr hoch angerechnet.
Ja, es gäbe noch viel zu erzählen über die zahlreichen Lädeli, das dörfliche Wirtschaftsgefüge von anno dazumal.

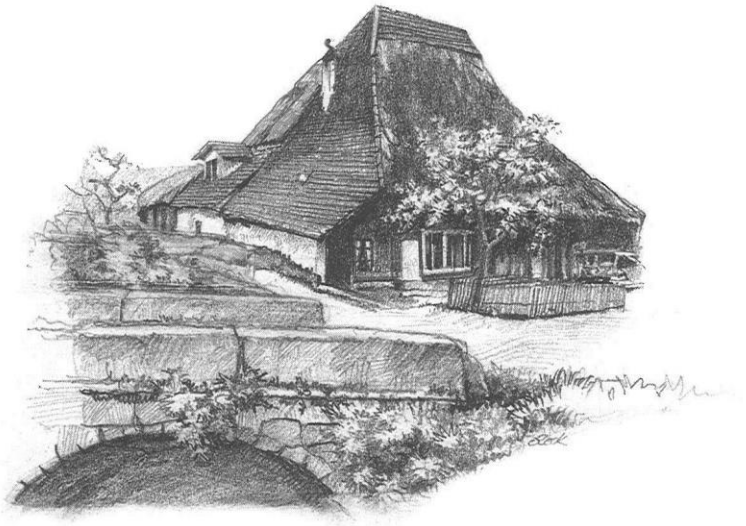
Die «Sonne» und der Sonnensaal

Der Gasthof zur Sonne mit seinem Saal, das war einst so etwas wie ein kulturelles Zentrum von Niederlenz. Es gab dort einen Saal mit Theaterbühne, er war recht gross, quadratmetermässig sogar ein klein wenig grösser als der alte Gemeindesaal. Er hatte auch, im Gegensatz zum Gemeindesaal, eine Wirtschaft unten dran. Spätherbst und Winter war Hauptsaison, da wurde Theater gespielt, noch und noch.

Der Männerchor bot einen Familienabend mit Theater, ebenso der Turnverein, der Velo-Club und der Gemischte Chor. Da wurden noch «Liebesdramen», lustige Schwänke und «Älpler-Chilbis» aufgeführt. Kulissen für allermögliche Aufführungen waren reichlich vorhanden, beispielsweise die «Alphütte mit Alpenglühen», die «Gute Stube mit Ofenbänkli» und das «Bänkli unter der Linde» und anderes. Viele dieser Kulissen waren noch von Altmeister O. Reck gemalt worden.
Die Aufführungen fanden fast immer am Samstag- oder Sonntagnachmittag statt, am Freitag vorher war Hauptprobe mit Kindervorstellung. Diese Familien- und Heimatabende, wie man sie nannte, waren Ereignisse im Dorfleben, von denen noch lange hinterher gesprochen wurde. Es gab ja noch kein Fernsehen und auch sportliche Veranstaltungen waren längst nicht so «in» wie heute. Die Theateraufführungen des Männerchors waren im Dorf berühmt, der Saal immer gut besetzt. Da hat doch einmal einer nach solch einer Aufführung angefragt, ob er Mitglied des Männerchors werden könnte. Die Antwort war kurz: «Mir wänd e kei Puure im Männerchor». Dieser Spruch geisterte noch jahrelang im Dorf herum.
Nach vielen Aufführungen war jeweils Tanz nach den Rhythmen der «Bauernkapelle» angesagt. Der Saalboden hatte seine Mühe, das Gewoge und Gestampfe der Tanzenden auszuhalten. Der Boden schwankte manchmal bedenklich auf und nieder, so dass man sich dabei vorkam, wie auf einem Boot bei Wellengang. Der junge Mann, welcher im Lager unter dem Saal Brennholz beschaffen musste, stand jeweils alle Ängste aus darob, ob nicht der wankende Boden ihm auf den Kopf fallen könnte. Der Saal wurde nämlich mit Holz geheizt. Glücklicherweise ist diesem jungen Mann nie etwas derartiges passiert.
Nach den Aufführungen im Saal ging man nicht etwa nach Hause, sondern hinunter in die Wirtschaft zu Speis' und Trank. Man kriegte ja Hunger und Durst vom Zuschauen

und Tanzen. Auch war es manchmal recht heiss im Saal, speziell für jene, die in der Nähe des Kanonenofens sassen. Schliesslich wurde auch noch das Theater kommentiert, wie gut dieser oder jener gespielt hatte. Man kannte sich ja gegenseitig.
Unten in der Wirtsstube ging es dann noch einmal hoch her. Man bestellte zum Beispiel ein Kottelett mit Tomatenspaghetti oder «Bolognese». Öfters wurde Bratwurst verlangt, aber mit viel Sauce und Zwiebelschweize. Ein gutes, reichhaltiges Sonntagsmenue war zu jener Zeit für siebeneinhalb Franken zu haben.
Fünf- bis sechsmal im Jahr stand «Italienertanz» auf dem Programm. An Sonntagnachmittagen, bis spät in den Abend hinein, ging es lustig und sehr laut zu und her. Man war sogar auf dem Dorfplatz mit dabei und freute sich ob dem fröhlichen Betrieb. Während der Saison war hie und da auch «Metzgete» auf der schwarzen Tafel vor der Tür angeschrieben, dazu etwa einmal im Jahr «Maskenball». Auch das waren Ereignisse in unserem Dorf.
Von einem tüchtigen Niederlenzer erzählt man sich, er sei jeweils, wenn «Metzgete» angeschrieben war, sehr früh am Mittag erschienen und hätte sich dann Metzgete auf seine Art zu Gemüte und zu Magen geführt. Das ging dann so: Zuerst eine Blutwurst mit viel Rösti und Apfelschnitzen, sodann eine Leberwurst mit Rösti und Apfelschnitzen und natürlich eine Bratwurst mit Rösti, wie das alles so der Brauch war. Zuletzt kam dann noch ein Kottelett dazu. Nach anschliessenden diversen «Prost» mit Freunden und Kollegen ging dann Ruedis «Metzgete» so gegen Mitternacht zu Ende.
Aber die «Sonne» hatte noch anderes zu bieten. Unter dem Saal, neben der Remise und dem erwähnten Brennholzlager wurde eine Kegelbahn betrieben, welche fleissig benutzt wurde, sei es vom einheimischen Kegelclub oder auch von privaten Gruppen. Klein Willy durfte hier etwa mal Kegel stellen, es war ja alles noch Handbetrieb. Zwanzig

Rappen die Stunde kriegte er und vom Gruppensieger vielleicht noch ein Extratrinkgeld. Recht flink musste er arbeiten, denn die kegelnden Männer wollten nicht lange warten, bis die umgefallenen Kegel wieder aufgestellt waren.
Das war immer noch nicht alles, was das «Zentrum Sonne» ausmachte. Auf der Nordseite, anschliessend an die Kegelbahn und an die genannten Nebenräume, befand sich ein Schlachthaus samt einem kleinen Metzgereiladen. Hier wirkte Metzgermeister Gloor auf seine alt-urchige Weise. Später dann hat er über den Dorfplatz ins «Grosse Haus» gezügelt. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg führte dann der neue Sonnenwirt eine Landesproduktehandlung, wobei die uralte Kegelbahn als Obst- und Kartoffellager diente. Letztere wurde aber bald erneuert und zählte zu den modernsten weit und breit, allerdings immer noch mit «Handbetrieb». In den fünfziger Jahren wurde der Sonnensaal dann abgebrochen. Auf der Südseite befanden sich Pferdestallungen, und es konnten sogar Pferdewechsel vorgenommen werden.
Zur damaligen Zeit existierte noch ein intaktes Dorfleben und die «Sonne» und ihre Umgebung war ein gewichtiges Zentrum desselben. Selbstverständlich ist die «Sonne» auch heute noch ein gut besuchter, solider Gasthof. Seitdem nun aber praktisch in jeder Stube ein Fernsehapparat steht, sind Theater- und Familienabende nicht mehr so gefragt wie auch schon. Dazu kommt, dass viele Menschen in Niederlenz nur wohnen, auswärts arbeiten und einkaufen gehen. Auch einen Männerchor gibt es im Dorf meines Wissens nicht mehr. Diese Entwicklung ist dem dörflichen Zusammengehörigkeitsgefühl natürlich nicht sehr förderlich. Trotzdem sind bei uns immerhin Anzeichen da, unser mit dem Zeitgeist teilweise verlorengegangenes «Dorfgefühl» wieder zu aktivieren.



Die alte Neugrabenbrücke am Dorfrain

Die alten Strassen

Wissen Sie, warum die Rössligasse «Rössligasse» heisst? Oder haben Sie eine Ahnung, warum es in Niederlenz einen alten Zürichweg gibt? Die heutige Hauptverkehrsstrasse von Lenzburg nach Wildegg, durch Niederlenz, gab es noch längst nicht. Was wir heute Hauptstrasse nennen, wurde erst Mitte des letzten Jahrhunderts, also zwischen 1850 bis 1860, gebaut.

Die Talsohle wurde vom Aabach beherrscht. Links und rechts des Baches waren Wässermatten, welche jeweils beim kleinsten Hochwasser überschwemmt wurden. Demzufolge baute man Ortsverbindungsstrassen auf die Hochebenen. Nur Querverbindungen mussten notgedrungen durch die Talsohle geführt werden. Zu einer dieser Querverbindungen gehörte die Rössligasse. Das Gasthaus «zur Sonne» war eine Herberge mit grossen Stallungen und einem schattigen Baumgarten, dort, wo sich heute der Autoparkplatz befindet. Hier konnten Pferde, «Rössli», eingestellt und versorgt werden, auch Pferdewechsel waren möglich. Alsdann zogen die Fuhrwerke, welche von den verschiedenen Mühlen oder auch von weiterher kamen, die Rössligasse hinauf via Rotbleicherain, welcher damals noch nicht so hiess, direkt zum Zürichweg. Der Zürichweg führte auf direktem Weg durch den Lindwald nach Othmarsingen und stiess dort auf die Strasse nach Mägenwil, Mellingen, Neuenhof nach Zürich.

Dazu eine kleine Episode: So ungefähr zwischen 1930 und 1935 kam doch eine ehemalige Niederlenzerin, welche in Zürich verheiratet war, zu Fuss, den Kinderwagen samt Töchterchen vor sich her schiebend, von Zürich nach Niederlenz marschiert. Sie benutzte dabei genau den oben beschriebenen Zürichweg. Ihr Mann war damals arbeitslos, so nahm halt eben die Julia den langen Weg unter die Füsse, um bei ihren Verwandten Kartoffeln und Gemüse zu besorgen. Sie wollte am nächsten Tag auf demselben

Weg nach Zürich zurückkehren. Die Verwandten haben aber dann diesen zweiten Marsch verhindert. Sie füllten den Kinderwagen mit Gemüse, schickten die Julia samt Kind mit der Bahn nach Hause.
Zwischen der «Sonne» und dem Dorfplatz bestand die einzige steinerne Brücke über den Bach. Von der «steinerne Bruggen» ging der Weg den Stalden, Dorfrain, hinauf nach Westen. Der heutige Lenzhardweg hiess damals «Rubischwilerweg», ganz einfach darum, weil er nach Rupperswil führte und von dort auf die grosse Route nach Westen. Der Rubischwilerweg kreuzte auf der Höhe eine Nord-Süd-Verbindung. Links, gegen Süden, den «Kilchweg». Das war die direkte Verbindung, welche die Niederlenzer zu gehen hatten, wenn sie zur Kirche gehen wollten oder mussten. Die Kirche der Niederlenzer war nämlich auf dem Staufberg. Erst seit 1949 verfügen wir über eine eigene Kirche, und erst seit 1990 ist Niederlenz eine eigene Kirchgemeinde. Zur Erinnerung an jene Zeit heisst die Strasse heute «Staufbergstrasse».
Vom Oberdorfplatz gegen Norden nennt man die Strasse heute Herrengasse. Im Mittelalter hiess sie «Heerweg». Es ist nicht ganz klar, ob Heerweg oder Herrenweg, beziehungsweise Herrengasse richtig ist. Immerhin tönt Herrengasse nobler. Auf diesem Weg ging oder fuhr man das Hardi hinunter, durch den Hardwald direkt zur uralten Aarfähre und setzte hinüber zur Au bei Auenstein. Aarebrücken gab es weit und breit noch keine, in Brugg war die nächste.
Auf der anderen Seite des Tales kreuzte eine weitere wichtige Nord-Süd-Verbindung den Zürichweg. Von Lenzburg her, ein als «Bollgass» bezeichneter Weg, verlief über das heutige Rebengässli ins Altfeld und den Steinler, «Steinisacher». Der Weg selbst hiess: «Steingassen so nach Moriken gadt». Er führte am Lenzburger «Hermen» vorbei, direkt nach Möriken. Beim Hermen steht noch ein Grenzstein zwischen Lenzburg, Niederlenz und Möriken mit

Jahrgang 1879. Der Jahrgang ist irreführend, denn der Hermen gehörte schon immer zu Lenzburg.
Von der Bollgass zweigte noch ein anderer Weg zum Dorf hinunter ab und endete bei der «steinerne Bruggen». Heute heisst dieser Weg «alte Lenzburgerstrasse».
Noch ein wichtiger Weg war derjenige, der über die heutige Schürz, Hofuren, direkt zur Hellmühle führte. Es war eigentlich eine direkte Verbindung von der Niederlenzer Mühle zur Wildegger Hellmühle. Heute heisst er «alte Wildeggerstrasse».
Weitere uralte Strassennamen sind jene, welche den Wässergräben folgten und deren Namen sich bis heute erhalten haben: Neugrabenweg, Hungeligrabenweg, Dürrmattweg, Langeichen undsoweiter. Die sind alle heute noch in Gebrauch, nur die dazugehörenden Wässergräben sind längst nicht mehr.
Zu erwähnen wären hier noch der alte Schützenweg und der alte Zeigerweg. Wo heute unser Gemeindeammann wohnt, wurde früher geschossen. Sein Haus steht genau an dem Platz, wo sich einst das alte Schützenhaus befand. Letzteres fristet seine alten Tage als Feldschopf im Hardfeld, nahe der Herrengasse. Der alte Zeigerweg wiederum geleitete einst die Zeiger zum Scheibenstand. Der befand sich im Hang vor dem Altfeldweg und das gemauerte Zeigerhäuschen mitten im Hügel just vor der Überbauung, welche im Volksmund «Seilbahnstation» heisst.
Mit den fortschreitenden Überbauungen entstehen auch immer neue Wege und Strassen mit immer neuen Namen. Solch neue Strassennamen haben meist keine Beziehungen mehr zu Überlieferungen. Heute benennt man Wege und Strassen nach Blumen, Bäumen und nach Tieren. Übrigens, einen Hundsch...weg haben wir auch schon, er ist nur noch nicht angeschrieben.

Das Haus Meier auf der Schürz

II.

BEINAHE KRIMINALGESCHICHTEN

Der Schrei in den Katakomben

Ein nicht unwichtiger Bestandteil des Niederlenzer Mehrzweckgebäudes war das Volksbad, unten, so halb im Keller, eben in den Katakomben. Bis zum Zweiten Weltkrieg wurden recht viele Häuser noch ohne Badezimmer gebaut, ja sogar um 1950 sind noch solche bekannt. Daher war so ein Volksbad für die damalige Zeit nicht nur eine fortschrittliche, sondern auch eine soziale Einrichtung.
Hauptsächlich so ums Wochenende ging man hin, sich wieder einmal gründlich zu säubern. Für einen Franken war's zu machen, mit Seife für anderthalb Franken. Das Badetuch und die nach dem Baden anzuziehende frische Unterwäsche wurden in einem Knäuel unter dem Arm mitgebracht.
Samstag nachmittags war Hauptbadezeit, alle Badewannen waren von unterschiedlichsten Leuten besetzt, von Bauern, Handwerkern, Angestellten, Gemeinderäten und anderen; jedermann ging hin. Betreut wurde die Badeanstalt von einer drahtigen, energischen Bademeisterin. Sie war im Hauptamt Schulhausabwartin und zu den Öffnungszeiten des Volksbades eben die Bademeisterin. «S'Rodel-Grosi» war von der Schuljugend gefürchtet und von den Erwachsenen respektiert. Oh, sie konnte einem schön «an den Karren fahren»!
Da, eines Samstag nachmittags, plötzlich ein Schrei und ein «Platsch», dass es im Gewölbe widerhallte! Was war geschehen? Eine etwas wohlbeleibte Dame, sie zählte sich zur Niederlenzer Prominenz, war gerade dabei, sich in der Wanne aufzurichten, um sich abzutrocknen, da schaute oder vielmehr glotzte doch ein männliches Gesicht über die Trennwand zur nächsten Kabine. Die Dame stiess einen Schrei aus, liess sich, mehr als schockiert, in die Badewanne zurückplumpsen und erzeugte dabei eine nicht geringe Überschwemmung. Man stelle sich einmal diese Situation vor!

Der Bademeisterin blieb nichts anderes übrig, als den Streit, so gut es eben ging, zu schlichten. Sie konnte allerdings eine Erwähnung selbiger Begebenheit in der Fasnachtszeitung nicht verhindern, umsomehr als auch der «Glotzer» ebenfalls zur Dorfprominenz zu zählen war. Etwas später wurde dann ein massives Drahtgitter über die Badekabinen gespannt, um weiteren diesbezüglichen Avancen vorzubeugen.
Ansonsten war ein Badeplausch im Volksbad immer eine vergnügliche Angelegenheit. Manchmal waren aber die mit dem Dampf aufsteigenden menschlichen Düfte derart, dass man froh war, die Stätte wöchentlicher Reinigung raschestens verlassen zu können.

Die Tante Anna und die Reise nach Birr

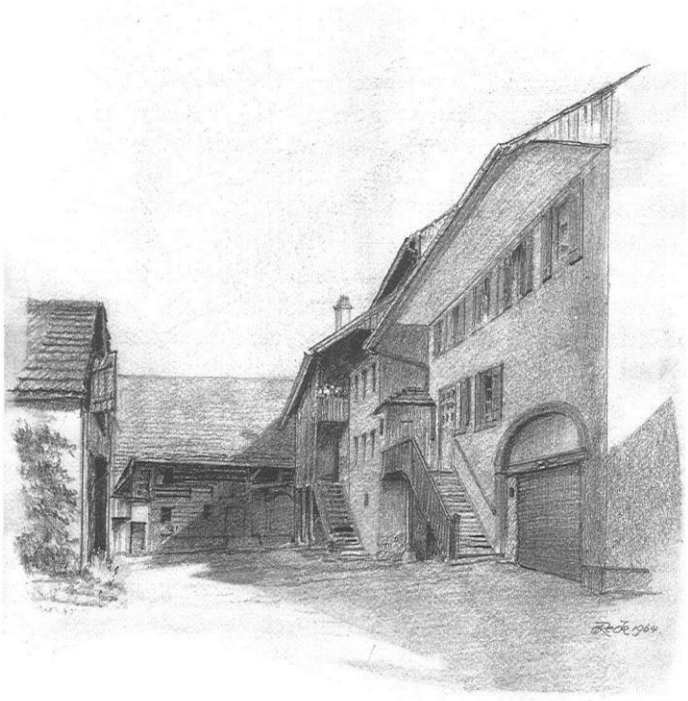
So etwa zweimal im Jahr überkam die Tante Anna das Reisefieber. Ihr Ziel war jedesmal Birr im Eigenamt. In Birr nämlich, da wohnten der Vetter und die Base. Diese betrieben ein Bauerngut mit einem grossen Obstgarten, darin wuchsen so herrliche Dinge wie Äpfel, Birnen, Zwetschgen und ähnliches. Davon musste man unbedingt etwas für sich beschaffen.
Aber eine Reise nach Birr, das war kein Pappenstiel. Es war eine Wegstrecke von mehr als zwei Stunden, damals auf staubigen Strassen von Niederlenz über Möriken, Brunegg. Der kürzeste Weg würde beim Schloss Wildegg vorbei, den Chestenbergsattel überquerend, direkt nach Birr führen, mehrheitlich durch den Wald. Dort lauerten Räuber, es sollen sogar zwischen den Felsblöcken am Chestenberg Gespenster hausen, davon war die Tante Anna überzeugt.
Mit der Eisenbahn von Niederlenz nach Birr zu gelangen, das war ein langwieriges Unterfangen. Zuerst von Niederlenz mit der Seetalbahn nach Wildegg, dort umsteigen, nach Brugg, und in Brugg wieder umsteigen, bis zur Station Birrfeld fahren und dann noch eine halbe Stunde zu Fuss bis ins Dorf Birr. Dazu kostete das noch etwas. Nein, dann schon lieber den langen Fussweg in Kauf nehmen …
Aber, allein diesen langen Marsch? Das war auch so eine Sache. Also fragte man den Neffen, ob er die Begleitung übernehmen möchte. Er war Sekundarschüler und bekannt als guter Velofahrer, und er wollte die Tante Anna begleiten. An einem schulfreien Tag ging's los. Die Tante Anna in ihrer langen Sonntagsjüppe, in Sonntagsschuhen und mit dem Henkelkorb am Arm, der Neffe nebenher, sein Velo schiebend. So ging es zügig los Richtung Möriken.
Beim Zwingstein, ausserhalb Niederlenz, kam dann die schüchterne Anfrage: «He, könnte ich jetzt nicht irgendwie aufsitzen?» Für den Knaben war das kein Problem, denn er hatte mit seinem Velo schon andere Kunststücke vollbracht. Also setzte sich die Tante Anna vorn auf die Stange, so ungefähr wie «im Damensattel» und los ging's: «He, fahr nicht so schnell, pass auf, dass wir nicht umfallen!» Dazwischen ein unterdrückter Schrei, aber sonst passierte nichts. Bei den ersten Häusern von Möriken hiess es dann: «He, heb halt! Ich will absteigen; man könnte uns ja sehen.» Wiederum wurde durch Möriken zügig marschiert, bis zu den letzten Häusern. Es hat einen niemand gesehen, daher bestand Hoffnung, dass man nicht in der Fasnachtszeitung erwähnt wurde. Das war Tante Annas Problem, nur ja nicht in der Fasnachtszeitung erwähnt werden.
Es konnte wieder aufgestiegen werden, aber nur für eine kurze Strecke. Beim Brünneli, an der Bruneggerstrasse, hiess es schon wieder: «He, heb halt, ich will absteigen. Fahr schon etwas voraus.» Die Tante Anna verschwand blitzartig im nahen Kornfeld und schon sah man nichts mehr von ihr. Hingegen hörte man neben dem Plätschern

des Brunnens ein weiteres Geplätscher, wie wenn ein zweiter Brunnen in der Nähe wäre. Nicht lange, schon war die Tante Anna wieder da, ihre Röcke glatt streichend. «He, jetzt könnte ich wieder aufsteigen», sprach sie. Bis zu den ersten Häusern von Brunegg ging alles ohne weitere Zwischenfälle. Danach die gleiche Zeremonie wie in Möriken, bis zu den letzten Häusern von Brunegg ging's strammen Schrittes vorwärts, und alsobald wurde wieder aufgestiegen.
Schon war der Kirchturm von Birr in Sichtweite. Jetzt noch beim Pestalozziheim vorbei: «Fahr etwas schneller, hier hat es böse Buben». Dann endlich, die letzten hundert Meter durchs Dorf, und man war bei Vetter und Base in Birr. Die Tante Anna war glücklich und der Neffe wurde heimgeschickt. Schnell wurde noch ein Süssmost getrunken, ein paar Äpfel in die Tasche gepackt und ab ging's, in rassiger Fahrt gegen Niederlenz. Die Tante Anna wurde am Abend samt ihrem obstgefüllten Korb vom Vetter im Einspänner-Fuhrwerk nach Hause gefahren. Auf dem ganzen Weg, hin und zurück, sind sie keinem einzigen Auto, nur Pferdefuhrwerken, begegnet.

Metzgete à la Schürz!

Auf der Schürz, da wohnte ein friedliches Völklein. Man besuchte sich, man half sich gegenseitig, man pflegte eine schöne Dorfgemeinschaft. So war es auch bei jener Metzgete mit Zwischenfall.
Im Spätherbst wurde jeweils die gemästete Sau geschlachtet, ein Ereignis für Freunde und Nachbarn. Wie gesagt, man half sich. Es wurde alles vorbereitet, die Brühstande, der Galgen und zur Bereitung von heissem Wasser wurde der Waschhafen vors Haus gestellt. Dann kam der Störmetzger, im Rucksack sein ganzes zur Schlachtung nötiges Instrumentarium. Der Störmetzger, in unserem Fall der Wagner-Jokeb, war ein Original. Er war – wie es der Name

sagt – Wagner, Bauer, Bahnwärter und eben auch Metzger, und zwar nicht der schlechteste.
Nun also ging es los auf der Schürz, alles stand bereit, das letzte Stündlein der Sau hatte geschlagen … Da kam man plötzlich auf die Idee, die Sau des Nachbarn auch gleich dranzunehmen.
Gesagt, getan! Die erste Sau war tot, bereits in der Stande zum Brühen und schon wurde die zweite vorgeführt. Der Metzger warf einen abwägenden Blick auf das Tier, versetzte ihm mit dem Schlegel einen kräftigen Schlag auf den Kopf, so wie es Brauch war. Aber ohä, die Sau zuckte kurz zusammen und rannte davon, Richtung Möriken. Der Metzger, total perplex, schrie aus Leibeskräften hintennach: «Haltet die tote Sau, die Sau ist tot, haltet sie!» – Nach etwa 300 Metern fiel die Sau auf die Seite und war mausetot.
Wie dann die tote Sau nach Hause gebracht wurde, zur weiteren Verarbeitung, ist nicht mehr genau verbürgt. Es soll aber unter Mithilfe aller Beteiligten und unter grossem Kraftaufwand verhältnismässig gut vonstatten gegangen sein. Das Wurstmahl am Abend, mit «Bluthund», Würsten und «Metzgerbröisi» soll hingegen zu einem echten Quartierfest ausgeartet sein.



Die Nordseite des Mühlegebäudes mit dem Gemeindesaal

Der gefallene Christbaum

Sonntagsschulweihnacht ist heute ein Fest für Sonntagsschüler und ihre Angehörigen. Daneben findet jeweils eine Gemeinde-Weihnachtsfeier in der Kirche statt. Dem war nicht immer so: Niederlenz hat ja noch nicht sehr lange eine eigene Kirche, also mussten solche Anlässe früher im Allerwelts-«Gmeinsaal» stattfinden.

Bis es aber jedes Jahr soweit war, dass diese Sonntagsschul-Weihnacht über die Bühne, respektive «Gmeinsaal» gehen konnte, waren viele Vorbereitungen erforderlich. Es mussten passende Weihnachtslieder eingeübt, schöne, wenn möglich fromme Verse auswendig gelernt werden und anderes mehr.

Nicht nur das, Niederlenz hatte nämlich zwei verschiedene Sonntagsschulen, weshalb sich für verschiedene Kinder das grosse Problem stellte, nämlich in welche gehe ich jetzt? – besonders dann, wenn sich noch das Gerücht verbreitete, bei den Methodisten gebe es an Weihnachten die grösseren Päckli.

Sonntagsschule war immer am Sonntagnachmittag. Im alten Schulhaus, im Zimmer links, unterrichteten Maria Wurm und Marie Bärtschi für die methodistische Kirche, im Zimmer rechts waren es Wilhelmine Schmid und «s'Mattebure Marie» für die reformierte Landeskirche. Alle vier Lehrerinnen waren beliebt bei den Kindern. Was es dann jeweils mit den grösseren Weihnachtspäckli auf sich hatte, wurde nie bekannt, oder wenigstens wurde nie darüber gesprochen.

Also, so gegen Mitte Dezember war es dann endlich soweit. Alle Kinder im Dorf ereiferten und freuten sich auf die lange vorher angekündigte Weihnachtsfeier im Gemeindesaal. Sonntagsschulweihnacht in Niederlenz war immer ein Fest für das ganze Dorf. Man ging hin, es war *das* Ereignis. So auch an jenem Dezembertag, als der Christbaum umstürzte. Der Saal war bis auf

den letzten Platz besetzt, die Sonntagsschulkinder zuvorderst, aufgeregt und mit roten Backen. Ganz vorne an der Wand, neben den Turngeräten, stand er, der Christbaum, oder wie man bei uns sagte, der Weihnachtsbaum. Aus dem Blickwinkel der Kinder war er eine riesige Tanne, geschmückt mit Kugeln, Lametta und vielen, vielen Kerzen.
Man ist mitten in der Feier, die Gemeinde singt ein Lied, ein Weihnachtslied natürlich, und einige Schüler haben schon ihre Versli aufgesagt. Vorne steht der Herr Pfarrer und erzählt aus der Weihnachtsgeschichte, die Kerzen flackern lustig, es herrscht eine friedliche Weihnachtsstimmung… Plötzlich ein Schrei: Der Baum neigt sich ganz langsam nach vorne und stürzt dann rauschend zu Boden. Der Pfarrer kann gerade noch rechtzeitig zur Seite springen; es herrscht Totenstille im Saal. Umsät von zerbrochenen Kugeln und eingehüllt im Rauch der erloschenen Kerzen liegt der grosse Baum am Boden. Der Herr Pfarrer hat ein paar Flecken am Kleid vom flüssigen Kerzenwachs. Sonst ist eigentlich, abgesehen vom zerbrochenen Christbaumschmuck, nichts passiert. Verletzt ist zum Glück niemand.
Man versucht den Baum, so gut es geht wieder aufzurichten und die Weihnachtsfeier im abgekürzten Verfahren zu Ende zu bringen. Immerhin, für die Kinder das wohl Wichtigste, nämlich das Verteilen der Päckli, steht bevor. Die Aufregung um den gefallenen Weihnachtsbaum hat sich inzwischen zum grössten Teil gelegt. Die meisten Kinder haben das Päckli hastig aufgerissen, das darin enthaltene Wienerli aufgegessen und das dazugehörige Brötli brav nach Hause getragen. Ausserdem enthielt das Päckli beispielsweise einen Bleistift, ein Nastüchlein und ein Heftlein mit erbaulichen Sprüchen und Bildern.
Noch lange aber sprach man vom umgefallenen Weihnachtsbaum. Später hat man ihn dann jeweils an der Kletterstange angebunden.

Das Eichhörnchen und der Strohhut

Wer hat es schon gesehen? – In der Kirche hängt ein kleines Ölbild, gemalt von Otto Reck, Niederlenz. Das ist etwa kein aus der Phantasie entstandenes Bildchen, sondern es ist das Produkt einer wahren Begebenheit. Friedrich Reck war Lehrer in Niederlenz und der Vater von Otto Reck, dem Maler, oder der Grossvater von «unserem» Oskar Reck. Lehrer Reck bewohnte ein grosses Haus am Chilchweg, heute Staufbergstrasse, mit einem recht grossen Garten rund ums Haus.
Friedrich Reck war unter anderem ein grosser Tierfreund. Um sein Haus gab es Vögel, Igel, Marder und auch einige Eichhörnchen. Eines dieser Eichhörnchen war so zahm, dass es dem Lehrer Reck jederzeit aus der Hand frass. Es hüpfte auch nach Belieben in der Wohnung umher. So war es auch, als einmal der Pfarrer vom Staufberg bei Lehrers auf Besuch weilte.
Man sass zusammen am Tisch, in tiefschürfende Gespräche verwickelt und sehr wahrscheinlich ein Glas Flüssigkeit aus Recks Keller vor sich. Plötzlich, während einer stillen Gesprächspause, vernahm man vom Kachelofen her ein eigenartiges, leises Knistern. Die beiden Männer schauten auf und was sahen sie? Das Eichhörnchen knabberte am Strohhut des Pfarrers, welchen man auf den Ofen gelegt hatte. Ungefähr ein Viertel des Hutrandes war bereits gefressen; das muss eine schön trockene Speise gewesen sein! Die beiden Herren brachen in schallendes Gelächter aus, so dass das Eichhörnchen schleunigst das Weite suchte.
Des Pfarrers Hut war natürlich nicht mehr als solcher zu gebrauchen, aber dem Eichhörnchen konnte niemand böse sein, zu lustig war seine Untat. Später hat dann Lehrer Recks Sohn, eben Otto Reck, der Maler, diese Episode auf einem Ölbild festgehalten. Das Bild hängt heute zur Freude aller, die es betrachten, im Seitenschiff der Kirche.

Der verwechselte Grabstein

Die Grabesruhe beträgt nach Reglement 25 Jahre, danach müssen die Gräber geräumt werden. Wenn allerdings im Friedhof genügend Platz vorhanden ist, kann diese Frist unter Umständen wesentlich verlängert werden. Aufgrund dieser Gegebenheiten erhielt also eines Tages eine Niederlenzer Familie von der Gemeindeverwaltung die Mitteilung, das Grab ihrer Angehörigen, Anna Kull-Kull, müsse innert dreier Monate geräumt und der Grabstein entfernt werden.

Man hielt daraufhin Familienrat um den grossen Stubentisch. Da meldete sich die Jungmannschaft, samt Schwiegersohn in spe, zum Wort: «Das machen wir dann schon, wir holen den Grabstein der Grossmutter heim!» Gesagt, getan: Man behändigte sich des Vaters Lieferwagen und fuhr los zum Friedhof. Es war ein rechter «Chrampf», den schweren Stein umzulegen, dann mittels eines Sackkarrens zum Lieferwagen zu transportieren. Die schwerste Arbeit kam erst noch, nämlich den Stein mit Hilfe einer zufällig vorhandenen Leiter Zentimeter um Zentimeter auf die Ladebrücke zu hieven. Man fuhr heim. Das Abladen ging wesentlich einfacher vonstatten als das Beladen. Dann ab in die Küche: «Tat vollbracht, Znüni verdient!» Der Grabstein der Grossmutter stand wohlverwahrt in der Scheune – wie man glaubte …

Eines späteren Sonntags ging die Familie zur Kirche. Nach der Predigt wollte die Tante doch schnell nachschauen, wie der Platz nun aussah, wo sich früher das Grab der Grossmutter befand. Aber, oh Schreck! Der Tante verschlug es den Atem: der Grabstein stand noch immer am altbekannten Ort. Anna Kull-Kull stand darauf, und auch der Jahrgang stimmte! «Jetzt haben doch diese Buben den falschen Grabstein heimgeschleppt!» war der nächste Gedanke der Tante. Schnell lief sie nach Hause, um nachzusehen. In der Tat, auf dem Grabstein in der Scheune stand nur: Anna Kull,

kein zweiter Name, auch der Jahrgang war ein anderer …

Die Buben haben den richtigen Grabstein auch noch nach Hause gebracht, allerdings weniger übermütig als beim ersten Mal. So blieb halt denn die ledige Anna Kull eine Zeitlang ohne Grabstein, bis ihr Grab schliesslich auch abgeräumt wurde.

Solches Ungeschick kann geschehen, wenn von auswärts anreisende Schwiegersöhne in spe sich über die Namensverbreitung in unserem Dorf nicht im klaren sind.

Die alte Schmiede im Egge, genannt Mattepuurehus

III.

DORFGEIST UND DORFGEISTER

Chregu

Er hiess nicht «Chregu», aber der Name passte so gut zu ihm, dass ihn jeder so nannte. Er wohnte unten an der Schürz, bei der Verzweigung Mörikerstrasse. Sein Haus hatte das gleiche Gesicht wie er selbst. Etwas verschupft stand es neben der Strasse. Man ging etwas abwärts bis zum Hauseingang. Auch das kleine Gärtchen vor dem Haus lag tiefer als die Strasse. Vor dem Haus ging's in den Keller hinunter; der war mit einem Deckel verschlossen, dem sogenannten Kellerladen. Damit hatte es seine besondere Bewandtnis, wie wir sehen werden. Weiter stand daneben noch das übliche Feierabendbänkli, rege benutzt von Chregu und seiner Pauline.

Nun, der Chregu, wer war er? – Ein Kleinbauer und ein Original dazu. Er fuhrwerkte grundsätzlich mit zwei Kühen, er führte Mist aus, er holte Heu heim, und dies immer mit zwei Kühen. Und er konnte knallen mit seiner Geissel, dass es eine Freude war, dazwischen stieg hie und da ein Jauchzer gen Himmel! Chregu war ganz sicher kein «Böser», im Gegenteil; er war ein lustiger Mensch. Seine Kühe hatte er nie geschlagen, auch wenn sie manchmal recht langsam gingen. Er sprach zu ihnen oft etwas laut und knallte seine Geissel vergnügt durch die Luft.

Chregu hatte aber eine ganz besondere Vorliebe: Etwas entfernt vom Vorgärtchen, in seinem Baumgarten, stand ein mächtiger Birnbaum. Es war nicht der einzige, aber der grösste. Im Herbst dann wurde geerntet, gemostet und eingekellert, denn schliesslich musste es für ein Jahr reichen. Most nämlich, das war Chregus Lieblingsgetränk, Most hatte er fürs Leben gern.

So geschah es dann hie und da, dass unser Chregu ein wenig mehr als nur guter Laune war, wurde doch die leere Mostflasche täglich mehrmals in den Keller getragen und voll wieder heraufgebracht. Auch seine Pauline war etwa einem Glas Most gar nicht abgeneigt, ganz im Gegenteil.

Einmal geschah es, dass Chregu seine leere Mostflasche, welche er ganz alleine ausgetrunken hatte, wiederum in den Keller trug, um nachzufüllen. Da kam behende die Pauline, liess den Kellerladen ganz sachte hinunter, nahm einen Küchenstuhl und setzte sich drauf. Chregu war somit im Keller gefangen. Nicht dass er nun aufbegehrt oder gar geflucht hätte, mitnichten, er nahm einen Schluck oder zwei, die Menge ist nicht verbürgt, und fing zu jodeln an, bis es Pauline verleidete, weiter auf dem Kellerdeckel zu sitzen.
Des Abends musste jeweilen die Milch in die Käserei getragen werden. Chregu hängte sich die volle Brente an den Rücken und marschierte los. Aber nicht etwa auf dem kürzesten Weg, nein, Chregu ging die Hauptstrasse hinauf bis zu «Dätwyler's», dann über den Dorfplatz zurück zur Käserei. Wahrscheinlich wurde dieser Umweg eingeschlagen, damit er wenigstens zwei ganze Strophen seines jeweiligen Liedes fertig singen konnte. Seine Lieblingslieder waren: «In Grindelwald, den Gletschern by…» oder «s'Ramseiers wei ga grase…» Und am Schluss wurde immer ein Jodel angehängt.
Manchmal klappte es nicht so ganz mit dem üblichen Tagesablauf. Wenn Chregu gar zu sehr schwankte, musste Pauline über die Strasse laufen und den Nachbarn bitten, die Kühe zu melken, Chregu sei momentan dazu nicht im Stande.
So war er, unser Chregu, ein liebenswürdiges Original und ein lustiger Zeitgenosse. Mit richtigem Namen hiess er Ernst, aber allzu ernst nahm er sich selbst und seine Umwelt nie. Ehre seinem Andenken.

Olindo

Vor der ehemaligen Ladentüre sind noch heute gut sichtbar die Initialen seines Grossvaters mosaikartig eingelegt. Der Grossvater hiess ebenfalls Olindo. Der Laden im Parterre war ein kleines Warenhaus, wo man alles kaufen

konnte, was man so täglich brauchte, zum Beispiel Nähfaden, Petrol für die Lampen, Mehl, Teigwaren, Maggisuppe, Elastic für die Unterhosen und vieles andere mehr. Hier wurden auch die neuesten Dorfnachrichten ausgetauscht, manchmal dauerten die Gespräche bis vor die Ladentür.
Gerade über dem Laden, im ersten Stock, wohnte der Olindo mit seiner Familie. Er war ein aufgewecktes Bürschchen, der Olindo, immer zu etwelchen Taten aufgelegt. Eines schönen Nachmittags sass er in der Stube, gerade über der Ladentüre, und sollte Hausaufgaben machen. Aber, es gab doch viel interessantere Dinge als Hausaufgaben… Einem Kerlchen wie Olindo fiel immer etwas Lustiges ein. Wieder einmal hatte er einen Maikäfer gefangen. Was macht man mit einem Maikäfer? Olindo band schnell einen dünnen Nähfaden um ein Hinterbein des Maikäfers. Dann schaute er aus dem Stubenfenster – und schon war das Opfer ausgemacht. Vor der Ladentür stand eine Kundin in einem letzten Gespräch mit der Ladeninhaberin. Schnell, ganz schnell, liess Olindo seinen Maikäfer hinunter, von rückwärts direkt an den Hals der Kundin. Letztere schlug mit der flachen Hand an den Hals, um die vermeintliche Fliege abzuwehren, aber Olindo war schneller und zog seinen Maikäfer schnell nach oben. Das Spielchen wiederholte sich, aber beim dritten Mal wurde der Maikäfer samt Faden und Olindo entdeckt. Die Schelte, welche darauf folgte, ist nicht verbürgt; Olindo hat es niemandem erzählt.
An Mittwochnachmittagen war der Laden jeweils geschlossen. Hie und da verreiste die Mutter dann nach Aarau zum Einkaufen, sei es für das Geschäft oder privat. Einmal durfte Olindo mitgehen. Also flugs in die Sonntagshosen und fröhlich zum Bahnhöfli, wo der strenge Herr Vorstand hinter dem Schalter agierte. Die Mutter bestellte: «Einmal dritte Klasse Aarau und zurück; der Kleine da braucht noch kein Billet.» Prompt kam das Echo von unten, von Olindo: «Mutti, muss ich mich jetzt kleiner

machen oder erst im Zug?» Dem Herr Bahnhofvorstand blieb die Sprache weg, und Mutter mitsamt dem Olindo fuhren mit einem Billet nach Aarau.

De Miggel und de Philipp

«Es grosses Bier, es Päckli Parisienne und de Sport!» Das waren seine ersten Worte, wenn er den «Frohsinn» betrat und sich an den runden Tisch setzte. Miggel war etwas beschränkt, und er hörte nicht gut, aber dafür hatte er eine umso lautere Stimme. Er wohnte zusammen mit seiner Mutter gegenüber dem alten Konsum an der Hauptstrasse. Arbeiten tat er als Hilfsarbeiter bei der Maschinenfabrik Soder & Cie. und der Feilenhauerei Furter. Allerdings, wenn man ihn selber fragte, war er mindestens Chefmechaniker.
Den Knaben vom «Bachstangenklub» hat Miggel am meisten imponiert, wie er rauchte. Er tat einen langen Zug, sog den Rauch tief ein, und nach langer, langer Zeit kam ein riesiger Strahl Rauch aus seiner Nase. Erst viel später haben wir erfahren, dass man dem Lungenzug sagt. Einige vom «Bachstangen-Klub» haben es auch versucht; es wurde ihnen so übel, dass sie es kaum ein zweites Mal wagten.
Miggels grosse Leidenschaft war der Turnverein von Niederlenz. Zufolge seiner gedrungenen, ein wenig verwachsenen Gestalt war er leider nicht sehr geeignet, beim Sektionsturnen oder etwa an einem Turnfest mitzuturnen. Er bewachte dann während der Zeit, da seine Turnkameraden im Einsatz standen, im Hintergrund die abgelegten Kleider und Schuhe. Wenn nötig, polierte er die Schuhe auf Hochglanz. Zur Belohnung durfte er gelegentlich die Vereinsfahne vorantragen. Das war natürlich sein grösster Stolz.
Eines Jahres nun fand in Luzern das Eidgenössische Turnfest statt. Niederlenz war dabei. Am Abend kam der Verein mit dem Zug heim nach Niederlenz, mit wehender Fahne und einem Kranz, natürlich war auch Miggel dabei. Kaum ausgestiegen, verkündete er mit lauter Stimme: «Ich bin

jetzt mit dem Bundesrat Etter ‹Duzis› er hat mir ‹Salü› gesagt!» Wie man von den Turnkameraden vernahm, hatte sich folgendes ergeben: Miggel schaute sich mit ein paar Kollegen den Festzug an, und wie es sich für einen grossen Festzug gehörte, schritten vorweg, hinter der eidgenössischen Fahne, die hochehrwürdige Geistlichkeit und Bundesrat Philipp Etter. Unser Miggel natürlich erkannte den Bundesrat. Wie der Zug auf seiner Höhe war, rief er lauthals über die Menge hinweg: «Hoi Philipp!» Und der Bundesrat, nicht verlegen, rief zurück: «Salü!». Von da weg war Miggel mit dem Bundesrat Etter per Du.

Hannover-Küfer

Er wohnte am Robischwilerweg, welcher heute Lenzhardweg heisst. Manche Niederlenzer nannten ihn auch «Zinnober», in Abänderung von Hannover. Woher er seinen Übernamen hatte, eben «Hannover»? Es war damals üblich oder von der Innung sogar vorgeschrieben, dass ein Handwerker nach seiner Lehre auf die «Walz», also Wanderschaft gehen musste. Dabei musste er während einer bestimmten Zeit bei verschiedenen Meistern arbeiten und durfte nie in die Nähe seiner Heimat zurückkehren bis die ganze Wanderzeit absolviert war. Der Walzbruder, wie man ihn nannte, hatte ein Wanderbuch mitzuführen, welches an seinem jeweiligen Arbeitsort mit einem amtlichen Stempel versehen werden musste. Erst nach der vorgeschriebenen Walz wurde einer als vollwertiger Geselle anerkannt. So ein Handwerksgeselle war unser Hannover-Küfer. Er war auf seiner Wanderschaft bis nach Hannover gekommen, wovon er gerne erzählte und manchmal auch ein wenig prahlte. Obwohl er Niederlenzer Bürger war, wurde er nie mit seinem richtigen Namen genannt, sondern eben «Hannover» oder etwas spöttischer «Zinnober».
Er war ein guter Handwerker. Neben seinem Haus gab es ein kleines Häuschen, seine Werkstatt, worin er hölzerne

Fässer, Standen und Kübel herstellte. Es war anerkannt gute Küfer-Arbeit, die er da produzierte. Daneben betrieb er eine kleine Landwirtschaft, wie das zu seiner Zeit üblich war. Auch arbeitete er zeitweilig im Wald. Als kräftiger und fleissiger Arbeiter war er auch dort geschätzt.
Hannover-Küfers grosser Nachteil: Er litt an einer Art Psychopathie. Das machte ihn nicht nur sehr launisch, sondern zeitweilig auch etwas bösartig. Sein Leben bestand abwechslungsweise aus verschiedenen Phasen. Einmal war er Normalbürger, dann wieder hatte er Störungen und bösartige Anfälle. Auch sah er mit seinem schwarzen Bart recht «gfürchig» aus.
So hat er einmal ein Mädchen erwischt, welches in seinem Baumgarten Äpfel einsammelte. Er ergriff das Mädchen an den Beinen und schwenkte es in einen Busch von Brennnesseln – solange bis eine Nachbarin ihn mit einem Karst bedrohte und so das schreiende Mädchen befreite.
Ein andermal hat er einem Nachbarn nachts den Mist zusammengekratzt und denselben auf seinem eigenen Acker verteilt. In der Nachbarschaft war ein Bauer daran, seine jungen Apfelbäumchen zu zweien, also zu veredeln. Hannover-Küfer wusste nichts Gescheiteres zu tun, als die neu gepfropften Schösslinge nachts zu lockern, so dass sie nicht anwachsen konnten und deshalb verdorrten. Er wurde erwischt, doch seiner Meinung nach war er der Einzige im Dorf, der Apfelbäume richtig zweien konnte.
Ebenfalls erwischt wurde er bei folgendem Streich: Eine Nachbarin hatte Wäsche zum Trocknen aufgehängt, und das hatte dem «Zinnober» nicht gepasst. Er tat die fast bis zum Boden hängenden Leintücher mit seinem höchst persönlichen Wässerchen benetzen. Verständlich, dass unser Freund bei seinen Mitmenschen nicht sehr beliebt war …
Zu «Hannovers» Zeiten war es üblich, dass das Jungvolk von Niederlenz an Wochenenden gerne Tanzveranstaltungen ennet der Aare oder im Schenkenbergertal besuchte. So um Mitternacht zog man dann grüppchenweise die Herrengasse hinauf, heimwärts. Da passierte es dann hie und da, dass in der Gegend der grossen Buche zwischen den Bäumen plötzlich ein weissgekleidetes Gespenst auftauchte und die Heimkehrenden mit lautem «Hugh» erschreckte. Man glaubte eben damals schon noch an Gespenster. Bis dann einmal ein paar Mutige sich aufrafften, ihrerseits das Gespenst zu erschrecken, indem sie ihm die weissen Tücher vom Leibe rissen. Es war Hannover-Küfer. Er hat nachher sein Gespenstertreiben eingestellt.
Hinter Hannover-Küfers Haus gab oder gibt es noch heute einen Sodbrunnen. Er soll ursprünglich an die 20 Meter tief gewesen sein. Der heutige Hausbesitzer ist dabei, diesen Sodbrunnen wieder auszugraben, nachdem dieser viele Jahre verschüttet war. Der Legende nach soll Hannover-Küfer in einem Wutanfall einen Knecht im Sodbrunnen versenkt haben. Zufolge einer anderen Geschichte hätte er die Leiche wieder ausgegraben, in einer Hutte an die Aare getragen und dort ins Wasser geworfen … Wen wundert's, dass man gespannt ist, was der heutige Hausbesitzer beim weiteren Ausbuddeln des Sodbrunnens alles vorfindet…! – So oder so, Hannover-Küfer war eine sagenumwobene Figur. Ob alles wahr ist, was sich ältere Niederlenzer noch über diesen Menschen zu erzählen wissen? Wir wollen dem nicht weiter nachforschen.

Wernli-Hälmi oder Hühner-Wernli

Wernli-Hälmi war so ungefähr das Gegenteil vom Hannover-Küfer. Ein «Heimlifeisser» ist er gewesen, scheu und wortkarg, bis er mit den richtigen Leuten, welche ihm zusagten, zusammenkam. Dann konnte er fröhlich sein und voller Schalk. Hälmis Besitztümer dürften sich samt Hühnerfarm und Umschwung gut und gerne über eine Hektare erstreckt haben. Ungefähr dort, wo 1975 die Überbauung «Gislifluhweg» entstand, war der westliche Eingang zu seiner Hühnerfarm. Schaut man heute hin, so sieht man noch

eine Tannengruppe und weitere Bäume, die unser Hälmi selbst gepflanzt hatte.
Nächst dem Eingang befand sich ein Stall, wo die Ponies untergebracht waren. Auch ein paar Schweine tummelten sich dort. In einem grossen Geviert, hufeisenförmig angelegt, erstreckte sich die Hühnerfarm, altmodisch, aus grossen Schuppen bestehend. Überall scharrten und gackerten Hühner. Angeschlossen war auch eine Brüterei, denn man kaufte beim Wernli-Hälmi auch Junghennen für den eigenen Hühnerstall. Junge «Güggeli» zum selber mästen waren auch zu haben und selbstverständlich Eier, jede Menge.
Mitten im Hofgeviert hatte Hälmi selbst einen Teich gegraben. Übrigens, der Hof war ein sehr schön gepflegter, idyllischer Platz mit vielen alten Bäumen. Der Teich, mittendrin, gehörte etwa nicht nur seinen paar Enten. Darin wurden Fische gezüchtet. Wernli-Hälmi war nämlich ein grosser Liebhaber von gebratenen oder gebackenen Fischen. Überhaupt war er ein Lebenskünstler. Was jeweils mit den Enten geschah, war sein Geheimnis. Im Stall lebten unter anderem zwei Ponies und nebenan war ein passendes Pony-Wägelchen parkiert. Das war Hälmis Auto. Damit wurde sonntags ausgefahren, durch Wälder und ins Schenkenbergertal, öfters auch nach Hallwil. Dort besass Wernli eine Schafweide mit Sicht auf den Hallwilersee. Die dortigen Schafe wurden von Niederlenz aus eben mit seinem Pony-Wagen regelmässig versorgt. Auch ruhte man gerne aus auf seinem Bänkli dort oben und schaute auf den Hallwilersee hinunter.
Doch zurück zur Hühnerfarm: Nahe dem westlichen Eingang, über dem Stall, war Hälmis Wohnung. Betrat man seine Wohnung, so war des Staunens kein Ende. Alles war blitzsauber und sehr gediegen eingerichtet, vieles von der Einrichtung gar selbstgemacht. Im Wohnzimmer standen Sessel, überzogen mit weissem Schaffell, richtig vornehm. Vor dem Wohnhaus war ein gepflegtes Blumengärtchen,

wie man es sich schöner nicht vorstellen konnte. Für die damalige Zeit absolut neu für Niederlenz, standen da ein paar Niederstammbäume mit Birnen, Quitten und Pflaumen. Man sieht, Wilhelm Wernli war Selbstversorger, und das gar nicht auf die ärmliche Art.
Anfangs der sechziger Jahre brannte ein Teil seiner Behausung nieder. Ein Feuerwehrmann hat dabei eine ansehnliche Menge Schokolade gerettet. Wernli-Hälmi hatte nämlich seine Schweine mit Schokolade-Bruch und Schokoladeabfällen gefüttert. Die Schweine sollen dadurch ausserordentlich gut gediehen sein.
Wernli-Hälmi war unter anderem beim Vogelschutzverein, bei den Jodlern und bei den Trachtenfrauen gern gesehen. Man erzählt sich auch, dass er irgendwo eine heimliche Geliebte gehabt hätte. Ob das stimmt, bleibt sein Geheimnis. Wie gesagt, Hälmi war ein Schalk und ein Heimlifeisser. Viele ältere Niederlenzer werden ihn noch gekannt haben. Er verstarb 1973 im Alter von 74 Jahren.

«Schuehmächerli, Schuehmächerli, was choschte mini Schueh?»

Dieser einst beliebte Kindervers wurde von der Niederlenzer Dorfjugend öfters und gerne gesungen, gab es doch in Niederlenz einst drei Meister dieser Zunft, nämlich drei Schuhmacher, jeder von ihnen ein Spezialist auf seine Art. Da war einmal jener am Dorfrain; man nannte ihn «Rubel», was mitnichten ein Schimpfname war, sondern einfach ein dorfüblicher Übername, um ihn von den übrigen Inhabern des Namens Kull zu unterscheiden. Seine Spezialität war der Flecklig. Wer ein Loch in der Sohle hatte, musste wohl oder übel seinen Schuh neu besohlen lassen. Nicht so die Tante Marie: «Eine neue Schuhsohle, nei aber au, das kostet ja mehr als einen Franken!» Sie ging zum besagten Rudolf Kull und befahl: «Du machst mir hier einen *Flecklig!*»

Das ging dann so: Ein rundes Stück Leder – etwas grösser als das Loch – wurde aufgeleimt und genagelt, fertig war die Reparatur. Die Sohle war halt nicht mehr so eben, aber was tat's, Hühneraugen hatte man ja sowieso!
Der zweite Schuhmacher, ein stiller und bescheidener Mann. Er wirkte im Holzschopf neben dem «Chloster» oder hinter dem damaligen «Consum Denner». Er war ein Frommer und Angehöriger einer freikirchlichen Gemeinschaft und nur ganz selten versuchte er, einen seiner Kunden von seinen Ideen zu überzeugen. Sonntags sah man ihn jeweils fein herausgeputzt seiner Kirche zustreben. Er leistete ausgezeichnete Arbeit und führte jede gewünschte Reparatur zu sehr bescheidenen Preisen aus. Es mag sein, dass er auch deshalb bei seinen Kunden sehr beliebt war.
Der Dritte im Bund war ganz anderer Art. Hier wurde professionell gearbeitet. «Vater Haus» machte auch ganze Schuhe auf Bestellung, nahm Änderungen und Anpassungen jeder Art vor. Er war seinerzeit als nicht ganz billig bekannt, aber die Qualität seiner Arbeit war über jeden Zweifel erhaben. Sein Sohn und Nachfolger ist leider viel zu früh verstorben. Die Werkstatt an der Schürz wurde danach nochmals von einem Fachmann übernommen. Von 1961 bis 1973 wirkte dort der «Ludi», im ganzen Dorf wohlbekannt und beliebt.
Aber nicht nur Schuhmacher, sondern auch die Schneiderzunft war in Niederlenz gut vertreten. So gebot es beispielsweise der Ehrenkodex, dass man sein Konfirmandenkleid – das gab es nämlich einmal – beim Dorfschneider anfertigen liess. Das Konfirmandenkleid war übrigens das erste Kleid mit langen Hosen. Vorher trug man als «Nichterwachsener» nur kurze oder halblange Hosen – heute nennt man sie «Bermuda-Shorts» – aus kratzendem, widerstandskräftigem Stoff in Halbleinen oder sowas. «Gauisteiner»-Hosen nannte man sie wohl deshalb, weil die Auensteiner Bauern damit unbeschadet auf dem Hosenboden den Berg hinunterrutschen konnten.

Doch zurück zum Schneidergewerbe: In Niederlenz wirkten zwei Schneiderbetriebe. Der eine, «Zimmermann und Candreja», im grossen Haus beim Werkkanal neben der Feilenhauerei Furter. Der zweite Schneidermeister war «Säger-Simmen» an der Hauptstrasse. Beide stellten Massanzüge für «bessere Herren» oder eben Konfirmandenkleider her. Doch, wer von der damaligen Dorfbevölkerung, meist Kleinbauern und Arbeiter, konnte sich schon einen Massanzug leisten oder denselben gebrauchen? Nichtsdestotrotz waren beide Schneidereien mit Aufträgen wohlversehen. Schneider Säger verkaufte ausserdem auch einzelne Hosen, Krawatten und andere Zutaten.
Hier sei noch eine kleine Episode erwähnt: Als der Konfirmand beim Schneider Säger sein Kleid abholte und dasselbe mit Vaters Geld bar bezahlte – es kostete um die hundert Franken und galt daher als sehr teuer! –, da hielt der Schneidermeister eine offene Schachtel hin: «Da kannst du dir einen Gürtel auslesen!» Der Konfirmand hatte schon lange einen bestimmten Gürtel im Auge, jedoch nicht den aus der Schachtel. So äusserte er sich: «Diesen, neben dem Kleid an der Wand, hätte ich gerne.» Des Schneiders Kinn fiel herunter; nach langem Zögern und weil der Konfirmand auf seinem Wunsch beharrte, gab er schlussendlich nach. Einer der beiden zog mit erhobenem Kinn nach Hause …
Der Schneider am Kanal stellte zuletzt zusätzlich Militärkleider her. Sein Nachfolger spezialisierte sich alsdann ganz auf diese Sparte. Der Markt für Männerbekleidung ist seither in Niederlenz, wie man so schön sagt, ausgetrocknet.
Weiter die Strasse hinunter, im selben Haus wie der Schneider, logierte damals noch die «Sportgarage». In zwei grossen Schaufenstern fand man auf Hochglanz polierte Nähmaschinen und Velos ausgestellt. Der Dorfjugend gaben natürlich die Velos am meisten zu diskutieren. Glänzende Dinger mit flachen Lenkern und – «non plus ultra» – drei

Übersetzungen; davon wagte man nur zu träumen. Immerhin inspirierten diese glänzenden Fahrräder zu Bubenrennen rund ums Bölli, natürlich nicht auf solch glänzenden, sondern vielmehr auf alten, zum Teil selbstgebastelten Velos. Der grosse Tour-de-Suisse-Sieger hiess damals Paul Egli; ihm galt es nachzueifern.
Und noch eine lustige Erinnerung: In der Sportgarage an der Hauptstrasse habe ich seinerzeit gelernt, einen «Zehnder» anzustossen. Wissen Sie, was ein Zehnder ist? Das Fahrzeug mit dem Bettflaschenmotörli, heute würde man es Kleinmotorrad nennen.
Schräg vis-à-vis wirkte der Sattlermeister. Was mit seinem Firmenschild geschah, war auch im *Dorfgeischt* nachzulesen: Der Sattler hat noch Pferdegeschirre und anderes mehr hergestellt. Im Schaufenster waren immer ein paar Schultornister ausgestellt, was von der Schuljugend gar nicht geschätzt wurde, erinnerten sie doch zu sehr an die Schule. Da waren Velos schon viel interessanter!
Alle diese Geschäfte sind nicht mehr … Sage mir niemand, es sei nichts los gewesen in unserem Dorf.

«Grüezi, Frau Vorstand!»

«Jä, guete Tag, Frau Gmeinschrieber, he lueged au d'Frau Verwalter isch au do!» Und so ging es weiter, zur Frau Doktor und Frau Direktor, wobei der Herr Direktor am wenigsten Wert darauf legte, mit «Herr Direktor» angesprochen zu werden. Hingegen die Damen, ja, da war man darauf aus, tituliert zu werden, mit dem Titel des Herrn Gemahl notabene. Auch die Kinder hatten von dieser Titulitis zu «profitieren». So hiess der Sohn des Vorstandes nicht etwa Gustav Weber, sondern er war «s'Vorstande Guschti», und die Tochter des Gemeindeschreibers war «s'Gmeinschrieber-Trudi» und so fort. Ganz anderer Art sind die alten Dorfnamen, wobei «alt» zu relativieren wäre, denn sie werden zum Teil heute noch angewandt.

In einem Dorf wie Niederlenz, wo früher viele Leute Kull hiessen, musste doch eine nähere Bezeichnung her. So handelt es sich bei demjenigen, der in einer Ausgabe des *Dorfgeischt* die Namen der «Zeitgenossen» auflistete, um «s'Förster Dölfe Cesar». Man sagte sich nicht: Kull-Meier, Kull-Härdi oder Kull-Zeller, sondern eben: «Metzger Hälmi» oder «s'Johanne Miggel».
Am Begegnungstag, im September 1991, waren nebst anderen sieben Walter Kull anwesend, die hiessen dann eben: «Sämi-Schügu Wälder», «Sattler-Ernste Walter» und «s'Moler Hanse Walter».
Vor gar nicht so langer Zeit wohnten in Niederlenz acht Willi Kull; wehe, wenn da die Adresse nicht genau stimmte. Die wurden dann eben «s'Neubürli Jokebe Willi», der «Armepfleger-Willi», «Spengler-Sämi's Willi» und «s'Melcherli-Hälmis Willi» genannt. Damit wusste jeder wer wer war.
Alle diese Namen waren natürlich mitnichten boshafte Übernamen oder gar Spottnamen, sondern einfach nähere Bezeichnungen, welche sich auf Namen oder Tätigkeiten mehr oder weniger markanter Vorfahren bezogen: «s'Melcherlis», das waren die Nachkommen eines Melchior Kull, seines Zeichens Gemeinderat. Ein Gemeinderat galt zu jener Zeit als Respektsperson und seine Nachkommen wurden noch nach Generationen mit diesem Namen behaftet.
Eine besondere Trägerin eines solchen Dorfnamens war «s'Mattepure Marie», auf ihre Art ein Original. Die Familie «s'Mattepure» löste sich im Jahre 1914 auf. Es gibt von ihr über die Schweiz verstreut noch vereinzelte Nachkommen. «S'Mattepure» betrieben eine Schmiede im Egge, dort wo von der Mühlestrasse der Stationsweg abzweigt. Ihr Name kam wohl daher, weil sie neben ihrem Kleingewerbe mit etwas Wies- oder Mattland, einem Küehli oder ein paar Ziegen etwas Landwirtschaft betrieben, wobei beides zusammen wohl gerade so zum Leben ausreichte.

Also die Marie, sie verdiente sich ihren Lebensunterhalt in der «Bändeli», der Bandfabrik, wahrscheinlich mit dem Aufwickeln und Einpacken von Korsettschnüren und Schuhbändeln. Der Sonntag, das war dann ihr Tag, da war sie nämlich Sonntagsschullehrerin. Man ging gerne zu ihr in die Sonntagsschule; sie konnte so schöne – heute würde man sagen «rührselige» – Geschichten erzählen. Am Ende der Stunde kam dann das «Negerlein». Das Negerlein war eine Spardose mit einem daraufstehenden Negerkind aus Gips. Wenn wir dann unseren Batzen, welchen wir von zu Hause extra mitbekommen hatten, ins Loch fallen liessen, so nickte das Negerlein. Damit, so glaubten wir damals wenigstens, hatten wir den armen Negerkindern in Afrika geholfen.
Unter der Woche sah man s'Mattepure Marie immer durchs Dorf gehen, mit gesenktem Kopf, gefalteten Händen und einem frommen Spruch auf den Lippen. Wenn sie ein übermütiges Mädchen sah, wenn möglich noch dazu mit kurzem Röcklein, so wurden ihre gemurmelten Sprüche um eine Tonstärke lauter. Aber sonst tat sie keiner Fliege etwas zuleide. Sie war halt ein Original, s'Mattepure Marie.
So gab es noch viele Originale in unserem Dorf. Es gibt sie noch, nur sind sie leider in unserer materialistischen Zeit sehr selten geworden. Es wäre schön, wenn noch das eine oder andere Geschichtlein zu vernehmen wäre. Wer weiss beispielsweise etwas über «s'Zwätschge-Berti» oder «de Spinner-Hans» zu erzählen? –

Der Bachstangen-Klub

Es gab keinen Präsidenten, keine Vereinsstatuten und keine Mitgliederbeiträge. Jeder, der vorbeikam und sich auf die Bachstange setzte, war dabei. Das «Klublokal» erstreckte sich von der alten Post aufwärts bis zur Bäckerei Schaffner, heute «Kurve», eben über die ganze Länge, wo ein Geländer aus Eisenstangen die Strasse vom Bach trennte.

Die Tätigkeit des Bachstangen-Klubs bestand darin, alles, was sich auf der Strasse bewegte, was vorbeiging oder -fuhr, zu kommentieren oder zu kritisieren und mit losen Sprüchen zu begleiten. Die wenigen Autos, welche selten genug vorbeifuhren, die musste man kennen, deren Vor- und Nachteile genau erklären. Technische Ausdrücke, auch wenn man sie kaum kannte, waren gefragt. Wer weiss beispielsweise heute noch, was ein Lastwagen namens FBW ist – oder wer erinnert sich noch an den kleinen Citroen mit dem «Laubkäberfüdli»? Letzterer war der Urahne des «Döschwo». Auch Menschen, die vorübergingen, wurden genauestens begutachtet, gab es doch im Dorf Originale sonder Zahl. Oskar Reck hat in seiner kleinen Schrift: «Vom Schicksal kein Lenzburger zu sein …» Erinnerungen an die Bezirksschulzeit, eine Episode des Bachstangen-Klubs so treffend beschrieben, dass sie hier unbedingt wiedergegeben werden muss:
«Die wichtigste und beständigste Verbindung zwischen der Bezirksschule in Lenzburg und dem Dorf Niederlenz stellte zur Zeit, da wir uns der Prüfung entgegenängstigten, die Lehrerin Emilie Schlatter her. Jeden Mittwoch nämlich trippelte diese kleine, zierliche, von modischen Ansprüchen völlig unberührte Dame von Lenzburg nach Wildegg. Auf dem Rückweg kehrte sie im Restaurant der Geschwister Dätwyler in Niederlenz ein, wo sie für zehn Rappen ein Glas Wasser bestellte. Das ging gegen die Bräuche des Landes, war aber noch nicht, wie in unseren Tagen, ein hygienisches Wagnis. Am letzten Mittwoch vor der Prüfung, als ich mit einer Bubenmeute auf dem Geländer des Aabachs sass, rief einer unverschämt und überlaut, die Tante Emilie komme wieder von der ‹Tränke›. Was half es, ihn zu verprügeln? Dass die ohnehin peinliche Prüfung nun noch zum vernichtenden Strafgericht werde, war für die Niederlenzer Kandidaten so gut wie ausgemacht. Aber Emilie Schlatters Vergeltung blieb aus, was schnöde Geister ihrer Zerstreutheit und edlere ihrer Weitherzigkeit anrechneten.»

Es gibt schon längst keinen Bachstangen-Klub mehr. Beim heutigen Verkehr wäre es auch zu gefährlich, auf dem Bachgeländer zu sitzen und lockere Sprüche zu klopfen. Die Zeiten sind hektisch geworden, mit starren Gesichtern hastet man aneinander vorbei. Oberschüler und Bezler «fräsen» mit ihren Töfflis hin und her. Lockere Reden werden höchstens noch in den Wirtsstuben gehalten. Aber was man im Bachstangen-Klub alles lernen konnte, davon weiss heute niemand mehr …

Der Spritzenwagen

Zum Mehrzweckgebäude gehörte nicht nur der Bau als solcher, sondern auch seine Umgebung, als da sind: Mühlemätteli und Dorfplatz samt Brückenwaage und «Werk». Auf eben diesem Dorfplatz stand jeweils an heissen Sommertagen der Spritzenwagen, bereit zum Einsatz. Dabei handelte es sich nicht um die Feuerspritze, nein, der Spritzenwagen hatte eine ganz andere Funktion.
Damals waren die Dorfstrassen noch nicht asphaltiert, also nicht staubfrei. Autos gab es ja sozusagen noch keine, die täglichen Warentransporte wurden mit Pferde- und Ochsengespannen durchgeführt. Damit bei solchen Fuhren und beim Begehen die Staubwolken nicht allzusehr in die Höhe stiegen, brauchte man eben diesen Spritzenwagen. Letzterer bestand aus einem metallenen Fass von etlichen hundert Litern Inhalt, hinten eine etwa zwei Meter breite Röhre mit vielen Löchern aus welchen das Wasser auf die Strasse spritzte.
Das Vergnügen für die Dorfjugend nahm seinen Anfang, wenn «s'Danele Hälmi» seine Pferde an den Spritzenwagen spannte. Dann wurde vom Hydranten beim «Werk» der Wagen mit Wasser gefüllt und los ging's, allen wichtigeren Dorfstrassen entlang, die Dorfjugend johlend hinterher, Hosen und Röcke möglichst hoch aufgekrempelt und selbstverständlich barfuss, immer bis weit über die Knie

mit Wasser besprüht. Des öfteren trat man im sandigen Staub der Strasse in einen Kuhfladen, wovon immer recht viele auf den Strassen anzutreffen waren. Wenn man dann mit dem «nackigen» Fuss mitten hineintrat und die Mischung aus Kuhfladen, Staub und Wasser so recht wohlig zwischen den Zehen hervorquoll, hei! war das ein Vergnügen! Was tat's, die Beine wurden ja vom Spritzenwagen gleich wieder gewaschen.
Später dann wurde dem Spritzwasser irgendwelches chemisches «Zeugs» beigemischt, um den Staub besser zu binden. Die Lösung stank und verursachte an den nackten Beinen ein unangenehmes Gefühl. Somit war das Vergnügen vorbei.

Die Schwarzen und die Weissen

Wenn in anderen Regionen der Samichlaus längst wieder in seinen Wald verschwunden ist, wird in unserer Gegend der St. Niklaus erst gefeiert. Nicht etwa an seinem Namenstag, dem 6. Dezember, sondern erst am zweiten Donnerstag im Dezember, wenn in Lenzburg der Chlausmarkt stattfindet.
Wer sind sie, diese wilden Gesellen? Es sind junge Burschen, so ungefähr 15- bis 21jährige, meistens Angehörige des Turnvereins. Woher dieser Brauch stammt, ist nicht so genau überliefert. Es dürfte sich um einen Winterbrauch aus vorchristlicher Zeit handeln. Unsere Vorfahren glaubten noch, dass sich zu dieser Winterszeit das Totenreich öffne und die Seelen der Verstorbenen mit den noch lebenden Menschen in Verbindung träten. Der Schwarze ist nun derjenige, der die auftretenden bösen Geister vertreiben muss. Die Weissen ihrerseits müssen mit viel Schabernack und lustigem Getue die guten Geister hervorlocken.
Der Schwarze ist schwarz gekleidet und schwarz geschminkt. Er trägt eine Rute und ein Döschen oder Säcklein mit Russ bei sich. Die Weissen, es sind deren zwei und

ein «Fräulein», tragen ein Röcklein. Alle drei haben ein Krönchen auf dem Kopf und sind mit bunten Bändern und vielen Glöcklein geschmückt. Früher trugen die Weissen je ein Schlittengeröll, aber diese gibt es leider nicht mehr; sie sind höchstens noch im Museum zu bewundern.
So also ziehen die Gruppen durchs Dorf, begleitet von offiziellen Chlauschlöpfern. Die Chlöpfer mit ihren riesigen Chlausgeisseln bahnen der Gruppe den Weg und künden deren Ankunft an. An den Haustüren werden die Schwarzen und die Weissen erwartet. Letztere halten dann ihre Kässeli hin und heischen einen Obolus. Hie und da gibt's auch einen «Kafi-fertig».
Unterwegs werden die Gesellen von der Schuljugend geneckt, was dann gelegentlich zu einem wilden Spektakel wird. Der Schwarze hat es besonders auf die Mädchen abgesehen. Wehe, wenn jemand gefangen wird, der oder vielmehr die hat dann bestimmt einen schwarzen Wisch auf den glänzenden Wangen. Heute sind es zwei Gruppen, welche durchs Dorf «glöggeln». Unser Dorf wird ja auch immer grösser. Die Gruppe besteht heute aus dem Schwarzen und zwei Weissen und den offiziellen Chlauschlöpfern. Früher hatte die Gruppe ein «Patent», welches sie jeweils im folgenden Jahr der Nachfolgegruppe für einen Fünfliber verkaufte.
Heute führt der Turnverein dieses Chlaustreiben durch. Er wird unterstützt von der Ortsbürgergemeinde. Wer als Schwarzer oder Weisser agieren will, muss sich zuerst als guter Chlauschlöpfer bewähren, die Rollen werden sodann vom Verein intern bestimmt. Es braucht schon etwas an Kondition, ist es doch recht anstrengend, so durch das Dorf zu rennen. Auch die Chlöpfer haben ein rechtes Pensum zu bewältigen. Man denke dabei auch an die vielen «Kafi-fertig» …!

Eieraufleset in Niederlenz

Ja, das gab es tatsächlich einmal. Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, etwa 1936/37, dürfte diese Veranstaltung zum letzten Mal stattgefunden haben. Eieraufleset ist ein Frühlings- oder Fruchtbarkeitsbrauch. Eier sind ja das Symbol für Fruchtbarkeit. In vielen Gemeinden der Umgebung wird der Brauch heute noch gepflegt, nur leider in Niederlenz nicht mehr.
Der Turnverein war für den Anlass verantwortlich; er fand eine oder zwei Wochen nach Ostern statt und war ein Wettkampf zwischen Frühling und Winter. Schauplatz: die Hauptstrasse zwischen dem Restaurant «Schaffner» und dem alten Schulhaus. Die Hauptstrasse konnte man dazu getrost benutzen, der Sonntagsverkehr war damals gleich Null. Die letzten beiden Male fand das Spektakel dann allerdings auf der Mühlestrasse statt, vom Dorfplatz bis ungefähr zur Käserei. Das Fest, es war immer ein Dorffest, ging wie folgt über die Bühne:
Am vorausgehenden Samstag unternahmen die Aktiven, voll maskiert, mit Ross und Wagen und Handorgelbegleitung, einen Zug durch die benachbarten Dörfer zwecks Propaganda und Herbeilockung des Publikums. Am Sonntag dann, dem eigentlichen Festtag, veranstaltete man zuerst einen Umzug durchs Dorf mit Musikbegleitung. Dann wurden die Eier ausgelegt, im Abstand von etwa einem Meter, auf vorbereitete Häufchen aus Spreu und Sägemehl. Die Reihe wurde etwa hundert Meter lang, die Eier roh, und jedes zehnte farbig und gesotten.
Alsdann marschierten die Teilnehmer ein, allen voran der «Leser» und der «Läufer». Der Leser verkörperte den Frühling und der Läufer den ausgehenden Winter. In ihrem Gefolge liefen und hüpften verschiedene Symbolfiguren und Spassmacher ein. Zum Winter gehörten unter anderem die «Alten», ein verbrauchtes Paar mit uraltem wackligem Kinderwagen, woraus sie dem Publikum Spreuer an die

Köpfe warfen. Auch der «Straumuni», ein mit Stroh ausgestopfter Dickwanst, gehörte zum Winter. Den Frühling verkörperten unter anderem ein fröhliches Jüngferchen und ein Hochzeitspärchen, die mit ihren Spässen die kommende schöne Jahreszeit ankündigten.
Im weiteren agierten noch verschiedene verkleidete Gesellen, wie ein «Polizist», der «Eierpfarrer», Clowns und Harlekins. Diese hatten den Auftrag, mit ihren Spässen und allerlei Kapriolen das Publikum zu unterhalten und teilweise auch den Leser in seiner Tätigkeit zu stören. Auch wurden vorlaute Buben etwa mit der «Saublotere» traktiert.
Inzwischen haben Leser und Läufer ihren Wettkampf aufgenommen. Der Eierleser musste ein Ei nach dem andern aufheben, die Strecke zurücklaufen und das Ei in ein von zwei Helfern bereitgehaltenes Tuch werfen. Ging ein Ei zu Bruch, wurde ein neues gelegt und der Leser hatte eine zusätzliche Strecke zurückzulegen. Bis so alle hundert Eier eingesammelt waren, hatte der Leser eine ansehnliche Distanz zu absolvieren. Die farbigen, gesottenen Eier durften an die Kinder verteilt werden.
Zur gleichen Zeit wie der Leser anfing, seine Eier aufzulesen, begab sich der Läufer auf die Reise. Er hatte eine bestimmte Strecke durch die umliegenden Dörfer zu absolvieren, am weitesten entfernten Ort einen Trunk zu sich zu nehmen und sich vom Wirt seine Anwesenheit bestätigen zu lassen. In unserem Fall war der Läufer viele Male ein Reiter, der legendäre Wilhelm Schurr, weissgekleidet, hoch zu Ross.
Eine gute Regie hatte dafür zu sorgen, dass der Eierleser mit seiner Arbeit fertig war, bevor der Läufer zurückkam. Der Frühling musste ja schliesslich siegen. Doch damit war natürlich das Volksfest noch längst nicht zu Ende. Nebst viel Allotria hatte der «Eierpfarrer» noch die «Eierpredigt» zu halten. Das war nichts anderes als eine Art Schnitzelbank. Da wurden die Ereignisse im Dorf und die Tätigkeiten des Gemeinderates auf die Schippe genommen, oft auf

recht unverblümte Art. Diese Eierpredigt fand meistens vor dem Eingang zur «Sonne» statt. Auf dem Blechdächlein, über der Tür, sass der allbekannte Schinacher Heini und verlas seine spritzige Eierpredigt.
Zum Abschluss des eigentlichen Festes fand sodann in den Wirtschaften der grosse «Eiertätsch» statt, so quasi als Lohn für die Mitwirkenden. Für letztere war der ganze Festrummel schliesslich eine recht anstrengende Angelegenheit. Übrigens, die Eier wurden vorher im Dorf gesammelt. Damals war das kein Kunststück, denn es gab viele Hühnerhöfe, fast bei jedem Haus. Heute müssten die Eier wahrscheinlich beim Grossverteiler eingekauft werden.

Niederlenz und die Natur

Im Laufe der letzten 50 Jahre ist in Niederlenz recht viel Natur zerstört worden, sei es gedankenlos, wider besseres Wissen oder durch Überbauungen. Selbstverständlich hat vor 50 Jahren noch kein Mensch von Umweltschutz geredet, wie er heute in aller Munde ist. Niederlenz hat doch die Farbe Grün in seinem Wappen, so sollte man meinen, die Erhaltung von Grün müsste dieser Gemeinde ein Anliegen sein …
Ein früherer Pfarrer hat vor Jahren einmal von der Kanzel herunter gesagt: «Wenn man ins Dorf hinunter blickt, so sieht man nur grün, Bäume und Sträucher anstelle von Häusern. Niederlenz ist eine total zersiedelte Gemeinde oder mit anderen Worten: das ist Baulandverschwendung.» Damals kannte man den Begriff verdichtete Bauweise noch nicht. Heute vernimmt man von Seiten der Behörde anderes, nämlich: «Niederlenz verfügt innerhalb des Baugebietes über eine erfreulich grosse Anzahl schöner Baum- und Gebüschgruppen sowie markanter Einzelbäume.» Klingt dies nicht schon viel erfreulicher?
Gemäss Bau- und Nutzungsordnung ist der Gemeinderat um die Erhaltung von Baumgruppen, markanter Einzel-

bäume sowie von Feld- und Ufergehölzen angehalten. Weiter vernimmt man, «... dass unser Dorfbild sein ländliches Gesicht erhalten kann und auch im Siedlungsgebiet eine naturnahe Umgebungsgestaltung bestehen bleibt ...». Um dieses Ziel zu erreichen – in welcher Form auch immer – ist jeder Mensch aufgerufen, seinen Beitrag zu leisten, und zwar nicht nur die öffentliche Hand und Liegenschaftsbesitzer, sondern wirklich alle.
Sah man vor Jahren in der heutigen Landwirtschaftszone noch reihenweise Obstbäume, Hochstämme notabene, welche bei Vögeln sehr beliebt sind, ist heute alles leergefegt. Ebenso verschwanden Hecken und Gebüsche entlang der Feldwege. Im Zuge der fortschreitenden Mechanisierung der Landwirtschaft wurde alles umgehauen, was dem Maisanbau im Wege stand. Äcker und Felder wurden eintönig und sind höchstens noch für Mäuse interessant. Selbst Mäuse jagende Greifvögel haben keine Standplätze mehr. Hecken und Baumgruppen sind nicht nur für Vögel als Brutstätte notwendig, sondern auch für viele Kleinlebewesen. Darüberhinaus dienen sie als Wind- und Erosionsschutz.
Aktiver Umweltschutz wäre doch auch, wenn sich beispielsweise die Kommission für Energie und Umwelt für die Erhaltung der Natur und – wo auch immer möglich – Neuanlage von Gebüschgruppen, Hecken und Bäumen einsetzen würde. Ich denke dabei nicht an exotische Gewächse, welche womöglich noch giftig sind, sondern vielmehr an einheimische Gehölze.
Übrigens, unser Pfarrer, Fritz Holderegger, hat kurz nach seinem Einzug ins Pfarrhaus im Garten ein paar Obstbäume gepflanzt. Diese Geste sei ihm im Nachhinein verdankt. Heute darf man ruhig von der Kirche herabblickend grün sehen, ist doch immer noch genügend Platz für Wohnbauten vorhanden.

Von der Lochmatt zum Iseredli

Niederlenz, das Dorf, hörte einmal bald nach der Bandfabrik auf. Das letzte Haus rechts war das alte Bauernhaus der Familie Wilk. Auf der gegenüberliegenden Strassenseite lag das Haus von «Butzer-Ruedi». Viel weiter unten standen ein paar Fabrikhäuser, ein Kleinbauernhäuschen sowie die sogenannte «Barfuss-Grube». Dazwischen, rechts von der Strasse nach Wildegg, eben die Lochmatt. Die «neue» Strasse war nämlich auf einem Damm angelegt worden, teils wegen gerader Linienführung, teils sicherlich auch wegen des Aabach-Hochwassers, welches auf der linken Seite jeweils die Wiesen überschwemmte.
Also, die Lochmatt, sie war wie eine riesige Wanne. Mit dem aufsteigenden Bord an der Ostseite sah sie aus wie ein natürliches Stadion. Vom Weidweg und der dortigen Überbauung war natürlich noch keine Spur.
Für einen grossen Teil der Niederlenzer Jugend war die Lochmatt ein wunderschöner Spielplatz. In den kalten Wintern der zwanziger und dreissiger Jahre wurde sie jeweils in eine riesige Eisbahn verwandelt. Es gab da einen Wassergraben von der Bandfabrik her und just unterhalb «Butzer-Ruedis» Haus einen Durchlass unter der Strasse durch. So konnte die Lochmatt mit Leichtigkeit gewässert werden. Der Abfluss am unteren Ende, gegen das Iseredli, war mittels Schalbrett zu schliessen. Auf diese Weise entstand eine grosse Wasserfläche, welche nach ein paar eiskalten Tagen bereits zugefroren und als Eis tragfähig war, meistens ein paar Tage früher als die Lenzburger Eisbahn auf dem Fünfweiher. So war in Niederlenz Eishockey mit krummen Haselstecken und einem «Puck» aus mehr oder weniger runden Holzscheibchen angesagt. «Mädchenverfolgis» gehörte auch dazu. Natürlich alles auf primitiven, an den Winterschuhen festgeklemmten Schlittschuhen.
Im Sommer war die Lochmatt als Planschbecken zu benutzen. Allerdings war solches vom Bauern nicht gern ge-

sehen, wenn ein paar Lausbuben eigenmächtig und ohne zu fragen Wasser in die Gräben einfliessen liessen. Es gingen diesbezüglich manche Reklamationen ein, schliesslich wollte man Gras fürs Vieh. Was soll's, lustig war's allemal! – Heute ist die Lochmatt aufgefüllt und zum grössten Teil überbaut; nur der Lochmattweg erinnert noch an jene Zeiten …
Wie schon erwähnt, mündete der Ablauf, also der eigentliche Wässergraben aus der Lochmatt, unter der Strasse durch in den Aabach, und zwar beim Iseredli. Das Iseredli ist ein anderer markanter Punkt in unserer Gemeinde. Der Name «Iseredli» rührt daher, weil das Wuhr beim Einfluss zum Werkkanal der Kupferdraht-Isolierwerke Wildegg mittels eines massiven Eisenrades bedient wurde.
Heute heisst das ganze Gebiet um den sich dahinschlängelnden Aabach «beim Iseredli». Diese Gegend im heute «geschützten» Aabachtäli ist meiner Meinung nach einer der schönsten Winkel von Niederlenz. Ich setze «geschützt» bewusst in Anführungszeichen, weil ich der Sache nicht ganz traue. Der Werkkanal ist heute stillgelegt, weil nächstens Wuhr samt Kanaleinlauf umgebaut und ferngesteuert werden sollen, angeblich wegen Hochwassergefahr. – Weiter oben mündet sodann die sogenannte Hochwasserentlastung, die «grosse Röhre» in den Aabach. Beides zusammen wird sicherlich Auswirkungen auf das Aabachtäli und das Iseredli haben.
Heute noch ist es eine Idylle. Ein schmaler Steg führt über das Wuhr und ein Fussweg in den Wald hinauf. Unterhalb gibt es eine Furt, wobei man nicht gerade trockenen Fusses, aber immerhin von Stein zu Stein hüpfend, den Bach überqueren kann, was bei Hochwasser allerdings nicht zu empfehlen ist. Links und rechts vom Bach ist eine grosse Viehweide und es ist immer lustig, zuzusehen, wie das Vieh hin und her über den Bach watet und ihn als Tränke benutzt. Ende November, wenn die grosse Lenzburger Fuchsjagd angeblasen wird, findet beim Iseredli ein Schauspiel besonderer Art statt. Die rotbefrackten Reiter rutschen mehr

oder weniger elegant den Hang hinunter, überspringen einige Hindernisse und überqueren beim Iseredli den Aabach. Zuschauer sind stets willkommen. Ansonsten hat, wie überall an solchen Stellen, die Jugend ihr abenteuerliches Betätigungsfeld gefunden.
Auch Kunstmaler mit ihren Staffeleien sind dort schon des öftern gesehen worden. Es wäre zu wünschen, dass sowohl das Iseredli als auch seine Umgebung von den neuen technischen Einrichtungen nicht allzu stark beeinträchtigt werden, so dass dieser Erholungsraum uns Niederlenzern noch lange erhalten bleibt.

Von Brunnen und vom Wasser

Im Jahre 1877 wusste man in Niederlenz noch nichts von zentraler Wasserversorgung. Wasser musste am Dorfbrunnen geholt werden, und das Vieh wurde dorthin zur Tränke geführt. Übers ganze Dorf verteilt waren damals allerdings etwa ein Dutzend fliessende Brunnen und einige Sodbrunnen. Vor einiger Zeit ist ein Niederlenzer hinter seinem Haus auf einen alten Sodbrunnen gestossen. Er beschäftigt sich damit, denselben «auszubuddeln» und zu restaurieren. Das Ergebnis dürfte interessant werden, denn vielleicht stösst er im Untergrund auf alte Münzen oder ähnliches …
Laut einer Legende soll ein früherer Hausbewohner seinen Knecht in diesen Brunnen geworfen haben. Ob man dort am Ende noch ein Skelett findet?
Zu jener Zeit wurden die fliessenden Brunnen von gefassten Quellen am Brunnrain, daher der Name, gespiesen. Später kamen dann noch die Bodenquellen südlich der ehemaligen Hetex hinzu. Dabei wurde das Wasser den einzelnen Brunnen mittels Dünkeln zugeführt. Dünkel sind längs durchbohrte, dünne Tannstämme, also Wasserleitungen aus Holz, die jeweils vor Verwendung in einem sogenannten Dünkelweiher verschwellt, das heisst dicht gemacht wurden.

Die alten Niederlenzer Dorfbrunnen stammen alle aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als es noch keine zentrale Wasserversorgung gab. Einige davon tragen oder trugen auf ihren Trögen die Jahrzahl *1877*. Zwei davon – der eine steht an der Hauptstrasse unterhalb der Bandfabrik, ein anderer an der Schürz, an der Mörikerstrasse – sind noch in Betrieb, letzterer zwar bereits mehrmals repariert. Der Brunnen vis-à-vis des alten Bauernhauses der Geschwister Kull («Daniel's») an der Hauptstrasse ist an Stock und Trog defekt und leider auch nicht mehr reparabel. Dafür wird er jedes Jahr aufs Neue liebevoll mit Blumen bepflanzt.
Ein weiterer «Jahrgänger» an der Mühlestrasse, im «Egge» wurde unlängst ersetzt durch eine schöne neue Brunnenanlage samt Sitzbank. Der alte Trog kann restauriert werden und befindet sich bis zur Wiederverwendung im Depot. Schön wär's, würde auf dem Dorfplatz – nach der Sanierung der Hauptstrasse – wieder ein Brunnen plätschern wie einst.
Alle anderen Brunnen sind neueren Datums und dienen hauptsächlich der Verschönerung unseres Dorfes. Dies trifft zwar nur bedingt zu, denn immer wieder werden sie von Reitpferden, Hunden und anderen Kleintieren als Tränke benutzt und von der Jugend für allerlei Spritzspiele und anderes Gaudi. Es gibt in Niederlenz sogar Leute, die per Flasche Wasser am Brunnen holen, weil sie der Meinung sind, Brunnwasser sei besser als ab dem Küchenhahn. So sind die Brunnen im Dorf auch heute noch nützlich und erhaltenswert.
Endlich – 1899 – wurde in Niederlenz eine zentrale Wasserversorgung gebaut. Quellen am Brunnrain sowie die Bodenquelle wurden gefasst und in das neue Pumpreservoir bei der Mühle geleitet. Das letztere war im Mühlemätteli vergraben, also ungefähr da, wo sich heute die Autoabstellplätze vor der Post und dem Mühlegebäude befinden. Anlässlich des Dorffestes von 1964 war die Gelegenheit ge-

boten, ins ausgediente Reservoir hinunterzusteigen; das war ein besonderes Gefühl – wie in einem U-Boot!
Entsprechend dem Wachstum der Gemeinde benötigte Niederlenz immer mehr Wasser. Als dann ungefähr im Jahre 1938 festgestellt wurde, dass das Wasser aus der Bodenquelle nicht mehr einwandfrei war – das kantonale Labor empfahl sogar, Wasser aus dieser Quelle nicht mehr als Trinkwasser zu verwenden –, drängte sich eine neue Wasserbezugsquelle auf. Nach einigen Bohrversuchen wurde man an der Grenze zu Wildegg fündig, wo man auf einen ergiebigen Grundwasserstrom stiess. Das Pumpwerk beim Eingang zur ortsbürgerlichen Kiesgrube trägt die Jahrzahl 1940 und ist nach diversen Modifikationen noch heute voll in Betrieb. Lenzburg bezieht sein Wasser aus demselben Grundwasserstrom, zusammen mit Wohlen und anderen Gemeinden.
Mit dem Neubau des Pumpwerkes, also 1940, wurde das Reservoir im Bollhölzli umgebaut und vergrössert. 1991 war wiederum eine Vergrösserung des Reservoirs nötig. Niederlenz wächst und benötigt immer mehr Wasser. Unser Dorf verbraucht heute, Industrie und Handwerk ausgeschlossen, pro Einwohner täglich 300 Liter Wasser.
Wer denkt heute schon daran, wenn er mit einer Handbewegung das Wasser aus dem Hahn sprudeln lässt, wieviel Aufwand und technische Kenntnis hiezu erforderlich sind, um das Wasser bereitzustellen? Wie war es doch mühsam, als man das Wasser für den täglichen Bedarf noch von weit entfernten Brunnen ins Haus schleppen musste. So gesehen dürften wir zu unserem Wasser etwas mehr Sorge tragen!
Unsere Vorfahren waren nicht gerade die Dümmsten. Mit Hilfe von Wassergräben tränkten und düngten sie ihre mageren Wiesen, wobei das meiste Wasser ins Grundwasser versickerte. Heute, bei immer mehr verbetoniertem Boden, wird das Oberflächenwasser durch Kanalisationen und grosse Röhren nutzlos in Bäche und Flüsse weitergeleitet, ohne damit wenigstens das Grundwasser anzureichern.

Ein alter Bauernspruch sagt: «Lass es über sieben Stein, dann ist das Wasser wieder rein». – Diese Reinigungsmethode dürfte den heutigen Anforderungen wohl kaum mehr gerecht werden; man wird sich aber diesbezüglich in nächster Zeit etwas einfallen lassen müssen.

Die Ortsbürger von Niederlenz

Einen Heimatort, oder auch Bürgerort genannt, kennt man nur in der Schweiz. Die Schweiz ist weltweit das einzige Land, dessen Bürger nach ihrem Heimatort gekennzeichnet sind. Nicht der Geburtsort ist massgebend, sondern der Heimatort. Dort werden die Schriften ausgestellt, dort bleibt man sein Leben lang registriert, von «der Wiege bis zur Bahre» und noch eine Zeit darüber hinaus. Schweizer sind eben nicht nur Bürger eines Staates, sondern einer bestimmten Gemeinde und damit eines Kantons. Was sich zum Beispiel im Kanton Bern Burgergemeinden und deren Bürger – Bern-Burger oder Biel-Burger – nennt, das sind im Aargau Ortsbürgergemeinden und Ortsbürger.
Ursprünglich gab es überhaupt nur Bürgergemeinden. Nur Bürger mit einem Minimalvermögen waren stimm- und wahlberechtigt. Zur Zeit der Bernerherrschaft um 1415 wurde die Armenpflege, die bislang in den Händen der Kirche lag, den Gemeinden übertragen. Daraus entstand dann das erbliche Bürgerrecht, welches die Umwandlung der alten Nutzungsgemeinde in die Bürgergemeinde zur Folge hatte. Die Armenpflege war demnach die wichtigste und vornehmste Aufgabe der Ortsbürgergemeinden.
Anno 1804 erliess der damals noch junge Kanton Aargau ein neues Armengesetz. Dieses regelte die Unterstützungspflicht durch die Heimatgemeinde. Die Armengüter waren unantastbar; für Mehrausgaben im Armenwesen mussten Steuern erhoben werden, sogenannte «Armensteuern». Dieses Gesetz hatte Gültigkeit bis 1936. Erst in der Zeit zwischen 1831 und 1866 entwickelte sich aus der Ortsbürgergemeinde heraus die Einwohnergemeinde. 1866 wurde die Einwohnergemeinde von der Ortsbürgergemeinde unabhängig.
Mit der Einführung des neuen Armengesetzes von 1936 ist die Fürsorge für in Not geratene oder, wie man sagt, «armengenössige» Mitmenschen von der Ortsbürgergemeinde auf die heimatliche Einwohnergemeinde und den Staat übertragen worden.
Das neue «Gesetz über die Ortsbürgergemeinden» vom Dezember 1978 lautet auszugsweise wie folgt: *Die Ortsbürgergemeinden sind Körperschaften des öffentlichen Rechts mit beschränkter Zweckbestimmung. Sie bestehen aus der Gesamtheit der Personen, die im Besitze des Ortsbürgerrechtes sind und im Gebiet der entsprechenden Einwohnergemeinde wohnen … Und: Die Ortsbürgergemeinden haben in erster Linie die Aufgabe der Erhaltung und der guten Verwaltung ihres Vermögens, als da sind: Wald, Grundstücke, Stiftungen, Kapitalien …*
Man spricht gerne von den «reichen» Ortsbürgergemeinden. Das stimmt nur bedingt, denn es gibt viele arme Bürgergemeinden. Die Niederlenzer Ortsbürgergemeinde ist weder arm noch reich; man könnte sie wohlhabend nennen. Ihre Wohlhabenheit ist zum grössten Teil auf den Besitz eines gutgehenden Kieswerkes zurückzuführen.
1907 wurde auf Initiative des damaligen Gemeindeschreibers F.W. Kull im Norden des Gemeindebannes mit dem Abbau von Kies begonnen. Für Bauzwecke wurde ungewaschener Betonkies und Sand verkauft. In einer alten Chronik liest man von einem jährlichen Umsatz von 1600 Franken. Über den damaligen Reingewinn schweigt die Geschichte.
Heute liegt der Kiesumsatz bei 38 000 Kubikmetern ab eigener Wand, wozu noch rund 20 000 Kubikmeter zugekauftes Material kommen. Der Bruttoerlös des Gesamtausstosses für das Jahr 1990 belief sich auf rund 1,9 Millionen Franken. Ein solcher Ausstoss ist natürlich nur

mit einer steten Anpassung und Erneuerung der Werksanlagen auf den neuesten Stand möglich. Das Kieswerk wird geführt von einem kompetenten Betriebsleiter mit sechs Mitarbeitern und unterstützt von einer fünfköpfigen Betriebskommission, was den erzielten Erfolg zu einem nicht geringen Teil gewährleistet.
Neben dem Kieswerk besitzt die Ortsbürgergemeinde Niederlenz, wie fast alle Bürgergemeinden in der Schweiz, Wald. Allerdings, viel Wald hat Niederlenz nicht. Es dürften im gegenwärtigen Zeitpunkt etwa 82 Hektaren sein. Auf dem wiederaufgefüllten Kiesgruben-Areal konnte 1990 ein Stück Wald von etwa 40 Aren neu angepflanzt werden. Der Niederlenzer Wald wird übrigens vom Forstamt Lenzburg unter vorbildlicher Leitung eines Oberförsters, diplomierter Forstingenieur ETH, bewirtschaftet.
Wenn man auch unsere Wälder in verschiedener Hinsicht als Sorgenkinder bezeichnen muss (Waldsterben, Sturmschäden), so ist die Niederlenzer Ortsbürgergemeinde stolz auf ihren schönen Wald. Man darf ihn nicht nur nach materiellen Kriterien bewerten. Der Wald als Schützer des Grundwassers und wichtiger Sauerstoffproduzent dient uns allen auch zur Erholung. Der Wald ist übrigens von Gesetzes wegen jederzeit für jedermann frei zugänglich, was keineswegs heisst, dass er auch mit Motorfahrzeugen befahren werden darf.
Sicher interessiert es auch, was die Ortsbürgergemeinde mit dem aus der «Goldgrube» erwirtschafteten Gewinn anstellt. Zuerst einmal ist das Kieswerk Arbeitgeber. Sieben Mitarbeiter erhalten dort ihren Lohn und die üblichen Sozialleistungen. Zufolge des produzierten und verarbeiteten Materials sind alle Betriebseinrichtungen einem überdurchschnittlichen Verschleiss unterworfen, was laufend grosse Mittel für Instandstellungen, Unterhalt und Neuanschaffungen erfordert.
Darüber hinaus erwirtschaftete Erträge kommen grösstenteils der Öffentlichkeit zugute. So fliessen zum Beispiel regelmässig Beiträge in die Kassen von Kulturkommission, Volksbibliothek, Schul- und Skilager, Jugendfest und anderen Einrichtungen. Dem Verein für Altersbetreuung Niederlenz wurde ein Betrag von 200 000 Franken überlassen, zuerst als zinsloses Darlehen und später als Geschenk für den Bau von Alterswohnungen im Mühlegebäude. Das schöne Niederlenzer Altersheim steht im Gratisbaurecht auf einem Grundstück der Ortsbürger. Das Altersheim selbst wurde zu 60 Prozent von der Ortsbürgergemeinde mitfinanziert.
Auch die 1989 erschienene Dorfchronik ist eine Leistung der Ortsbürgergemeinde. Kulturell tätige Vereine kommen immer wieder in den Genuss von Zuwendungen, wie kürzlich die Musikgesellschaft mit einem Beitrag von 30 000 Franken zwecks Neuuniformierung. Für die Errichtung eines künftigen Dorfmuseums konnte die Ortsbürgergemeinde ein altes, gut erhaltenes Bauernhaus am Stierenweg erwerben. Dieses Museum erfreut sich nun nicht nur bei den Niederlenzern eines regen Interesses.
1990 wurde am Lochackerweg auf dem Land der Ortsbürger eine Überbauung von zweimal acht Wohnungen verschiedener Grösse eingeweiht.
Die Zukunft sieht für die Niederlenzer Ortsbürgergemeinde nicht schlecht aus. Sie setzt viel daran, stets aktiv zu bleiben und sich gegenüber den Anliegen der Einwohnergemeinde offen zu zeigen. Eines der Hauptanliegen wird sein, die Kiesproduktion für die Zukunft sicherzustellen, denn ohne Einnahmen läuft auch bei der Ortsbürgergemeinde nichts. Von ebensolcher Wichtigkeit ist die Wiederherstellung des Waldes, dort wo Kies ausgebeutet und wieder aufgefüllt werden konnte. Ein diesbezüglicher Anfang ist bereits gemacht.
Es sind heute in den ortsbürgerlichen Kommissionen eine Anzahl jüngerer, engagierter Leute am Werk, welche sich für die anstehenden Geschäfte einsetzen, so dass man sich um die Zukunft der Ortsbürgergemeinde Niederlenz nicht zu sorgen braucht.

Nachwort

Willy Kull hat die vorliegenden «Geschichten» für die Niederlenzer Gemeindezeitung *Dorfgeischt* verfasst. Als Redaktionsmitglied und Ortsbürger war es ihm ein Anliegen, der einheimischen Bevölkerung allerlei interessante lokale Begebenheiten aus Gegenwart und Vergangenheit näherzubringen. Mit seiner leichtfasslichen Schreibweise, die gekonnt Sachlichkeit und Fabulierlust, aber auch Ernst mit hintergründigem Humor verbindet, hat Willy Kull in weiten Kreisen starke Beachtung gefunden.

Es lag nun nahe, die einzelnen Erzählungen zusammenzutragen und sie in einem kleinen Werk der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Diese Idee fand in verdankenswerter Weise rasch Unterstützung bei der Ortsbürgergemeinde, so dass der Realisierung durch die Redaktionskommission des *Dorfgeischt* in Zusammenarbeit mit dem Verlag Merker im Effingerhof nichts mehr im Wege stand.

Willy Kull, dessen 75. Geburtstag Anlass für die Herausgabe dieses Büchleins ist, wünschen wir, dass er noch viele selbsterlebte oder in Erfahrung gebrachte Ereignisse vergangener Niederlenzer Zeiten in seiner unvergleichlichen Art niederschreiben und so der Nachwelt erhalten kann.

Die Zeichnungen im Text wie auch das Bild auf dem Einband sind Werke von Malermeister Oskar Reck aus den sechziger Jahren. Reck kam mit seinen Eltern um die Jahrhundertwende nach Niederlenz, wo sein Vater als Lehrer wirkte. Nach einer Lehre als Maler führten ihn die Wanderjahre bis nach Norddeutschland, bevor er in Niederlenz ein eigenes Geschäft eröffnete und sich mit Talent in liebenswürdiger Art der Darstellung seines Dorfes widmete. Reck verstarb 1965 im Alter von 76 Jahren.

Für die Ortsbürgergemeinde:
Peter Günthart